

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate, nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 11

São Paulo, 6. September 1912

IX. Jahrg.

Die erste Kaiserin und die Unabhängigkeit Brasiliens.

Zum 7. September.

Das neunte Jahrzehnt wird am 7. September voll, seit jenem Datum, an dem Brasiliens Unabhängigkeit erklärt wurde. Jedenfalls werden sich die Historiker unseres Landes in den nächsten 10 Jahren an die Arbeit machen, um die Geschichte dieses Ereignisses genau nach den Quellen zu erforschen und jene Faktoren und handelnden Personen zur wahrheitsgemäßen Darstellung zu bringen, welche bei diesem großen Ereignis die wichtigsten Rollen gespielt haben.

Als jüngst Argentinien das Zentenar seiner Unabhängigkeit feierte, war es für die Welt ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie auch Spanien, dem doch damals diese Kolonien den Gehorsam kündeten und sich in einem langwierigen blutigen Kriege seiner Herrschaft entzogen, selber dieses Zentenarfest mitfeierte und in einem Mitgliede der Dynastie selber eine Sondergesandtschaft entsandte, welche wiederum von den abtrünnigen Untertanen mit den höchsten Ehren und der lautesten Begeisterung empfangen und gefeiert wurde.

Diese Freundschaft und Kordialität zwischen Mutterland und abtrünniger Tochter wird sich zweifelsohne bei dem brasilianischen Unabhängigkeitszentenar wiederholen und wohl noch zum lebhafteren Ausdrucke kommen. Mit Recht. Denn es ist eine Tatsache, die von jedem objektiven Geschichtskenner anerkannt werden muß: die portugiesische Dynastie Bragança hat Brasilien Männer von edlem Willen und großem Charakter geschenkt und Männer, die im gegebenen Momente auch nach diesen ihren noblen Intentionen handelten. João VI., Pedro I. und Pedro II. sind Landesfürsten gewesen, die auch in der Geschichte eines nun republikanischen Staates ihre Ehrenplätze verdienen, wie ein dankbares Andenken im Volke selber. Das republikanische Brasilien ist, nachdem nun die Gefahr einer konstitutionellen Reaktion auf immer überwunden ist, bereits daran, dieser Ehrenpflicht sich in Taten bewußt zu zeigen. Unter allgemeinem Beifall sind im nationalen Parlament Projekte eingebracht worden, um die Leichen der verstorbenen Mitglieder des Kaiserhauses heimzubringen und in der Erde des Landes beizusetzen, wo sie gewirkt haben.

In diesem anerkennenswerten Bestreben, um das Vaterland verdienten Persönlichkeiten dankbar zu sein, ist schon im Vorjahre von Oberst Gomes de Castro dem Kongreß auch ein Projekt vorgelegt und von der Kammerkommission zur Annahme empfohlen worden, welches die erste Kaiserin Leopoldina betrifft. Der Regierung soll ein Kredit von 100 Contos bewilligt werden, damit sie auf dem Friedhofe São João Baptista in Rio de Janeiro ein Denkmal errichtet. In diesem Denkmal sollen die Reste der Kaiserin, sowie die ihrer Kinder Paulo und João Carlos und der Enkel Affonso und Pedro und ihrer Urnenkelin, der Tochter des Conde d'Eu, beigesetzt werden. Dieser Ehrung wird auch derjenige Brasilianer beistimmen, der als eifriger Republikaner nicht viel für Dynastien und ihre Geschichte übrig hat, der aber Denjenigen gebührenden Dank weiß, die zum Werke der Unabhängigkeit beigetragen haben und was gerade vonseiten der ersten Kaiserin Leopoldina der Fall war, eine Tatsache, die Oberst Gomes de Castro an Hand unverdächtigter Quellen in der Begründung seiner Vorlage nachweist.

Ein großes Verdienst kommt der Prinzessin, nachmaligen Kaiserin, schon deshalb zu, daß sie den großen Vorkämpfer der Unabhängigkeit Brasiliens, José Bonifacio, bewog, im entscheidenden Momente in den Staatsdienst zu treten. Menezes Drummond, einer der intimsten Freunde Bonifacio's, hat neben anderen diese Tatsache verbürgt.

Anfangs 1821 war König João VI. durch die Ereignisse in Portugal gezwungen worden, nach Europa zurückzukehren und hatte seinen Sohn Dom Pedro in Brasilien zurückgelassen, mit der wohlweisen Warnung, dieses Reich der Dynastie nicht verloren gehen zu lassen, sondern im Notfalle lieber sich selber die Krone des neuen Reiches aufzusetzen. Die reaktionäre Halsstarrigkeit der Portugiesen gegenüber Brasilien beschleunigten hierorts die Ereignisse. Der Eintritt José Bonifacio's in das neue Kabinett vom 16. Januar 1822 war der wichtige vorbereitende Schritt des 13. Mai und des 7. September, wo Dom Pedro als immerwährender Beschützer Brasiliens proklamiert wurde und wo er schließlich selber auf dem Ipirangahügel die Unabhängigkeit des Landes verkündete.

José Bonifacio hatte als Gelehrter eine große Abneigung gegen das, was man Politik nennt, was ja so viele Konzessionen des Charakters verlangt. So hatte er es schon 1819 absolut abgelehnt, als Brasilianer in das portugiesische Kabinett einzutreten. Am 16. Januar 1822 traf José Bonifacio von San-

tos her in Rio ein. Die auf der Fazenda Santa Cruz weilende Prinzessin Leopoldina war die erste, die José Bonifacio die Mitteilung machte, daß er in das Ministerium ernannt sei. Sie stellte ihm ihre zwei Kinder vor mit den Worten: „Estes dous brasileiros são vossos patricios, e eu peço que tenhaes por elles um amor paternal.“ Darauf hielt die Prinzessin mit Bonifacio in deutscher Sprache eine lange Unterredung, in welcher sie ihn überredete, daß er ihr schließlich das Wort gab, das Amt anzunehmen. Ihre Freude über diesen Sieg scheint nicht geringer gewesen zu sein als die Arbeit, welche nötig war, Bonifacio dahin zu bringen. Denn die Prinzessin betrachtete es, als habe sie den Retter des Vaterlandes gewonnen. Tatsächlich sprach am nächsten Tage, als der Prinz in São Christovão José Bonifacio empfing, dieser sich so energisch gegen das Ministeramt aus, daß er erklärte, es zu tun, nur weil er der Prinzessin das Wort gegeben. Mehrere gleichzeitige Publizisten haben diesen Vorgang übereinstimmend erzählt. Und dieses wichtige Ereignis geschah nur wenige Monate vor dem denkwürdigen 7. September 1822.

Die Absicht, welche die Prinzessin hierbei verfolgte, wird ganz klar, wenn wir aus ihren Briefen vernehmen, welche Politik sie schon vorher bezüglich der bevorstehenden Ereignisse in Brasilien verfolgte. Vom 4. Oktober 1821 liegt ein Schreiben des Prinzen vor, worin er seinem Vater klagte, daß die Brasilianer ihn zu ihrer Unabhängigkeit benützen wollen, daß aber das seinem Vater gegebene Wort der Treue und seine Ehre ihm weit über Brasilien gehen und daß er und alle Portugiesen bereit seien, mit ihrem Blute für die Treue gegen den König einzustehen. In dieser selben Zeit schrieb die Prinzessin an den brasilianischen Vertreter Schäffer in Europa: „Mein Gemahl ist den Brasilianern besser gesinnt, als ich erwartete, aber man muß ihn noch weiter bearbeiten, denn er ist immer noch nicht so entschieden, wie ich es wünschte. Man sagt, die portugiesischen Truppen wollen ihn zur Abreise zwingen. Dann wäre alles verloren. Es ist absolut nötig, einen solchen Plan zu verhindern. Auch will Pernambuco zum Gehorsam zurückkehren, aber von den Cortes will er nichts wissen. Der Prinz ist vorbereitet, aber noch nicht, wie ich wünsche. Die Minister sollen gewechselt werden; an die Stelle der jetzigen sollen Söhne dieses Landes treten, die durch ihre Kenntnisse hervorragen. Die Regierung muß nach dem Vorbilde derjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika eingerichtet werden. Alles das zu erreichen, hat mich viel Arbeit gekostet und ich wünschte nur, daß ich noch mehr Entschlossenheit in die Sache bringen könnte.“

So arbeitete die Prinzessin für die großen Ereignisse, die nun recht bald ihren Plan zur Ausführung bringen sollten. Am 16. Januar wurden die Minister gewechselt und ein José Bonifacio von ihr, der Prinzessin, fast eigenhändig in dieses Ministerium gesetzt. Am 13. Mai wurde ihr Gemahl immerwährender Protektor Brasiliens und am 7. September erklärte dieser, ihr Gemahl, der noch ein Jahr vorher für die Treue an Portugal sein Blut zu vergießen gelobte, Brasiliens Unabhängigkeit mit einer Energie und Begeisterung, die genau auf die Tonart seiner Gemahlin gestimmt waren, nachdem am 24. August in einer feierlichen Sitzung, welche die Prinzessin selber präsiidierte, die Proklamation der Unabhängigkeit beschlossen worden war, nach dem Vorschlage der beiden Andradas, die von der Prinzessin begeisterte Unterstützung fanden.

Es ist gewiß hochinteressant, zu sehen, wie eine Prinzessin aus dem österreichischen Kaiserhause

gleichsam die Mütter der Unabhängigkeit Brasiliens war, wie es auch interessant ist, wieder aus einem Beispiele zu erfahren, wie Frauen Weltgeschichte machen. Gewiß war es nur ein gerechter Lohn dafür, daß auf ihr Haupt die erste Krone einer Kaiserin von Brasilien gesetzt wurde. Dieser neuen Dynastie Brasiliens schenkte sie dazu noch 6 Kinder, darunter als 6. Sprossen den letzten Kaiser Brasiliens, Pedro II., edlen Andenkens.

Es wäre ganz passend, wenn unser Parlament das Gesetz für das Denkmal dieser Kaiserin Leopoldina, zum 7. September, ihrem großen Ehren- und Ruhmestag, erlassen würde. Ehre, wenn Ehre gebührt!

Brasilianischer Arbeiterkongress

In diesen Tagen ist in der Presse der Bundeshauptstadt ein Aufruf erschienen, in dem eine Anzahl dortiger Arbeiter zur Beschickung des neuen brasilianischen Arbeiterkongresses einladet. Daß dabei der Leader der Regierungspartei in der Kammer, Mario da Fonseca, als Arbeiterfreund hingestellt wird, spricht nicht von guter Einsicht der Initianten. Immerhin sind unsere jetzigen Verhältnisse in Brasilien derartig, daß jede Anregung zur Organisation der Arbeiterschaft begrüßt werden kann.

Der Aufruf ist unterzeichnet von Antonio Augusto Machado, Antonio Mariano Garcia, José Ramos de Paiva Junior, Maria Cesar Burlamaqui, Isaias do Amaral, Antonio Maria de Queiroz, Aristides Figueira de Souza, Benevenuto Soares Bueno, Silverio Jorge de Araujo und Deoclydes de Carvalho sind diejenigen, die pro forma die Initiative ergriffen haben, die Figuren, die dem Drahtzieher Nicanor do Nascimento gehorchen, vor dem Publikum sich aber als unabhängige Leute produzieren. Der Aufruf hat als Motto: „Wenn man den geeigneten Augenblick zu ergreifen versteht, dann eilt man mit riesigen Schritten der Realisierung der Ideen und Prinzipien entgegen, die lange Jahre der Lösung harrten.“ Der Aufruf selbst hat folgenden Wortlaut: „Die Liga Operaria des Bundesdistriktes hatte, als sie daran dachte, einen Arbeiterkongress einzuberufen, nicht die Absicht, sich unter den Arbeitervereinen besonders hervorzutun. Unsere Ideen sind die der gesamten Arbeiterschaft, denn wir wollen nichts anderes als den Austausch von Anschauungen, die das allgemeine Interesse betreffen. Bevor wir daran dachten, den Kongress einzuberufen, planten wir eine Versammlung der Vertreter aller Arbeitervereine der Bundeshauptstadt. Wir hatten aber das Datum für die Einberufung des Kongresses schon festgesetzt, die Zeit drängte und wir konnten, so sehr es uns auch leid tut, nicht die Pflicht der redlichen Kameradschaft erfüllen. Aber es ist doch unsere Ueberzeugung, daß alle Arbeitervereine von Rio de Janeiro sich vertreten lassen werden, daß wir es wagen, das Programm zu veröffentlichen. Selbstverständlich werden wir, wie es unsere Pflicht ist, alle Vorschläge respektieren, die uns vor der Eröffnung des Kongresses zugehen, vorausgesetzt jedoch, daß dieselben mit unseren Normen übereinstimmen, die sehr opportun sind und für die arbeitende Klasse praktische Resultate versprechen.“

Diese Einleitung und Entschuldigung erinnert an die Gründung der konservativ-republikanischen Partei. Wie damals die politischen Ueberschieber ein fertiges Programm vorlegten und nur solche Vorschläge amahnen, die mit den Punkten desselben

übereinstimmten, so legt jetzt die „Liga Operaria“ auch einen fertigen Entwurf vor und behauptet, nur solche weitere Vorschläge annehmen zu wollen, die ihren „Normen“ entsprechen. Interessant ist auch die Entschuldigung, warum sie den anderen Vereinen den Plan, einen Kongreß einzuberufen, nicht vorher mitgeteilt hat. Sie hat den Kongreßtag schon festgestellt gehabt und da ist ihr keine Zeit mehr übrig geblieben, die anderen davon in Kenntnis zu setzen und sie nach ihren Ansichten zu fragen. Unter solchen Umständen, da die Liga doch alles gilt, wäre es besser, sie allein hielte den Kongreß ab und ließe die anderen Vereine in Ruhe.

Der Aufruf fährt fort: „Mit Freude stellen wir fest, daß einige Mitglieder der gegenwärtigen Regierung den gerechten Reklamationen der Arbeiterschaft Interesse entgegenbringen, hauptsächlich der geschätzte Deputierte Mario Hermes (seit wann ist denn der „geschätzte Deputierte“ ein Mitglied der gegenwärtigen Regierung?) hat dieses in seinem im „Jornal do Commercio“ am 1. August publizierten Interview gezeigt, in dem er sich als Arbeiterfreund erwies und den Rat zur Einberufung eines Arbeiterkongresses gab Auf die Mitarbeit des schon populären Deputierten Mario Hermes vertrauend und auf den guten Willen des Herrn Marschalls Hermes da Fonseca hoffend, haben wir beschlossen, alle Arbeitervereine von Brasilien einzuladen, sich auf dem vom 7. bis 15. November d. J. stattfindenden Arbeiterkongreß vertreten zu lassen. Die Fragen, um die sich nach unserer Ansicht die Debatten zu drehen haben, sind folgende:

a) Nationalisierung der Arbeiter und Schaffung einer großen Arbeiterpartei mit dem Sitz in der Bundeshauptstadt und Delegationen in allen Städten und allen Lokalitäten Brasiliens, die eine große Industrie haben;

b) eifrige Tätigkeit, damit der Normaltag von 8 Stunden täglicher Arbeit für alle Arbeiter in Brasilien zur Wirklichkeit werde;

c) Einführung des Schulzwanges;

d) Eintreten dafür, daß die Bundesregierung von den Staatsregierungen schnelle Maßnahmen zum Bau von Arbeiterhäusern erwirke;

e) Verlangen, daß es der Arbeiterschaft erleichtert werde, das Wahlrecht zu erlangen, und daß die Wahlen vereinfacht werden und nichts anderes sind als der Ausdruck des Volkswillens an der Urne. (Und da soll der „geschätzte Deputierte“ Mario Hermes mithelfen und Nicanor do Nascimento? Menschen, versucht doch die Götter nicht!);

f) dahin zu wirken, daß die Arbeiterschaft einig werde und eintrete für:

1. Abschaffung aller Monopole;
2. Abschaffung aller Privilegien;
3. Einführung einer Territorialsteuer auf großes Eigentum;

4. Besteuerung des toten Kapitals;
5. Besteuerung des Einkommens;
6. schwere Besteuerung von importierten Luxusgegenständen;

7. für Herabsetzung und endliche Aufhebung aller auf den Lebensmitteln und den Rohstoffen der Industrie lastenden Steuern;

8. Einführung einer Lohnrevision;

9. Organisation von Arbeiter-Syndikaten zur Ausführung öffentlicher und privater Werke;

10. Schaffung von Kassen zur Unterstützung der Arbeitergenossenschaften;

11. Schaffung von Anstalten zum Schutze des Alters und der Kinder;

12. das Pensionsrecht der Staatsarbeiter unter Berücksichtigung des Alters, der Dienstzeit, der Beschäftigungsart und der Fähigkeit der Einzelnen;

13. Pensionsrecht für die im Dienste in Staats-offizinen Verunglückten;

14. strafrechtliche Verantwortung aller Techniker, Arbeitsherren, Meister und Untermeister betreffend Mißbrauch, Fahrlässigkeit oder Leichtsinns, deren Opfer die Arbeiter werden;

15. Gesetzgebung zum Schutze der Arbeiter in Fabriken und Werkstätten von Privaten und Unternehmern;

16. Gesetzgebung betreffend die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken und Werkstätten bis zu ihrer endlichen Untersagung.“

Vorgänge in Pará.

Die Lage in dem Nordstaate Pará galt seit der Rückkehr des verhaßten Oligarchen Antonio Lemos aus Europa als anormal und man erwartete jeden Augenblick eine Explosion der Volkswut, was nach den skandalösen Wahlanerkennungen in der Bundeskammer auch wirklich geschah. Wie noch erinnerlich wurden an Stelle der wirklich gewählten Deputierten der Regierungspartei die Leute Antonio Lemos anerkannt, obwohl kein einziger von ihnen auch nur den zehnten Teil der auf ihre Gegner entfallenden Stimmen erhalten hatte. Damals kam es in Pará und hauptsächlich in der Staatshauptstadt Belém zum offenen Aufstand, der erst mit der Ankunft des Generals Ilha Moreira aufhörte, welcher Offizier das aufgeregte Volk ohne alle Gewaltmittel zu beruhigen verstand. Gleich nach dem ersten Aufruhr kamen die Kandidaturen für die Staatswahl aufs Tapet. Die Regierungspartei stellte den in Pará äußerst populären Bundessenator Militäringenieur mit Oberstenrang Dr. Lauro Sodré auf, der schon einmal Gouverneur von Pará gewesen ist und seitdem in der allerbesten Erinnerung steht. Die „Lemisten“ wollten aber von diesem Manne, von dem sie nichts erwarten konnten, nichts wissen und leiteten gegen ihn eine Kampagne ein, die schon von Anfang an gegen alle guten Formen verstieß, und dabei ließen sie immer wieder durchblicken, daß der Bundespräsident auf ihrer Seite stehe und zu ihren Gunsten intervenieren werde, wie er schon bei den Anerkennungen im Bundeskongreß für sie interveniert hat. Die Erregung wurde dadurch gesteigert, daß der beliebte und sehr gerechte General Ilha Moreira ohne jeden Grund nach Rio de Janeiro abberufen wurde. Zu derselben Zeit schiffte sich Lauro Sodré nach Pará ein, nachdem er mit dem Bundespräsidenten gesprochen und von ihm die Zusicherung der striktesten Neutralität erhalten hatte. Trotz dieser Versicherung glaubte man nicht an die Unparteilichkeit der Bundesregierung und sah gespannt den Ereignissen entgegen. Gleich nach der Abfahrt des Senators tauchte das Gerücht auf, daß die Lemisten Capangas bestellt hätten, die Lauro Sodré auf der Reise ermorden sollten. Auf der Reise passierte aber nichts und Lauro Sodré kam wohlbehalten in Belém an, wo er als Triumphator empfangen wurde. Aus der paráenser Staatshauptstadt kamen die besten Nachrichten und man dachte schon, daß die Befürchtungen sich nicht bewahrheiten und die Lemisten das Terrain wirklich Lauro Sodré überlassen werden, aber da traf plötzlich beim fluminenser „Correio da Manhã“ die Meldung ein: Im Hause von Pedro Chermont wurde auf Antrag von Thomaz Ribeiro die Ermordung Lauro Sodrés beschlossen! Das genannte Blatt hielt die Nachricht für übertrieben und publizierte sie nicht, aber sie war doch wahr gewesen. Am Mittwoch abend kurz vor acht Uhr fuhr Lauro Sodré nach dem Stadt-

theater, wo ihm eine Manifestation dargebracht werden sollte. In seinem Wagen saßen Dr. João Coelho, der Gouverneur von Pará; Virgilio de Mendonça, Munizipalintendant; Cassulo de Mello, Politiker, und Emanuel Sodré, Sohn des Senators. Als der Wagen eine Straßenecke passierte, tauchten plötzlich sechs Individuen auf, die schnell hintereinander mehrere Schüsse abgaben und dann die Flucht ergriffen. Von den Wageninsassen wurde kein einziger verwundet, aber ein Mädchen, das auf der Straße war, wurde von einer Kugel getroffen und nicht unerheblich verletzt. Die berittene Polizei, die dem Wagen des Senators folgte, gab auf die fliehenden Capangas einige Schüsse ab, von welchen einer traf. Das Volk umringte den Wagen Sodrés und ein anderer Teil setzte den Flihenden nach und so wurde festgestellt, daß sie das Haus Lemos' aufsuchten, wo sie Aufnahme fanden. Der erschossene Capanga ist ein gewisser João Cunha Cole, der vor kurzem noch der Marine angehört hat und als ein besonderer Schützling des obengenannten Thomaz Ribeiro, eines Richters am Staatstribunal, galt. Nach dem Attentat auf Senator Lauro Sodré wurden aus dem Gebäude des Antonio Lemos gehörigen „Provincia do Pará“ auf das Publikum Schüsse abgegeben. In dem Hause hatten sich 200 Capangas verborgen, die jedenfalls nur auf einen Wink warteten, um über die Parteigenossen Lauro Sodrés herzufallen. Die Attentäter, die auf den Regierungskandidaten Schüsse abgaben, flüchteten nach dieser Redaktion und als die Menge ihnen nachlief, wurde sie von den Capangas mit Schüssen und Dynamitbomben empfangen. Zuerst stutzte die Menge, dann ging sie aber auf Angriff über und bald stand die Redaktion in Flammen. Die Capangas benutzten aber die infolge der Zerstörung einiger Straßenlaternen eintretende Finsternis und entkamen; nur wenige von ihnen wurden gefangen, so auch die ersten Führer der Lemistenelique wie Pedro Chermont und Thomaz Ribeiro. Vor Virgilio de Mendonça geführt, bekannten sie beide, daß Lemos selbst den Befehl zur Ausführung des Attentats gegeben habe und darauf wurde dieser aus seinem Hause geholt. — Wieviel Menschen bei der Schießerei gefallen sind, weiß man nicht genau, die Zahl der schwer Verwundeten wird aber mit 34 angegeben, woraus man schon ersehen kann, daß der Kampf sehr blutig gewesen sein muß. Was nun in Pará weiter geschehen soll, das weiß jetzt noch kein Mensch. Der Bundespräsident hat mit allen seinen Ministern konferiert, General Vespasiano hat Geheimbefehle verschickt, aber was eigentlich geplant ist, davon weiß niemand etwas Bestimmtes zu sagen. Arthur Lemos, Neffe des alten Olygarchen und Bundessenator, sowie Indio do Brasil, Schwiegersohn Lemos' und ebenfalls Bundessenator, haben wiederholt Marschall Hermes da Fonseca aufgesucht und mit ihm lange Zeit gesprochen. Auch Pinheiro Machado hat mit dem Präsidenten lange Unterredungen gehabt, aber an eine Intervention der Bundesregierung ist wohl nicht zu glauben, denn eine solche wäre wirklich schon Wahnsinn. Würde der Bundespräsident jetzt Miene machen, dem gefangenen Lemos Hilfe zu schicken, dann könnte er erstens erleben, daß das Militär ihm den Gehorsam versagt und daß die Köpfe der gefangenen Lemisten sowie des alten Fuchses selbst in den Sand rollen. Die Paráenser lassen nicht mit sich spaßen und ihre gegenwärtigen Anführer Lauro Sodré und João Coelho sind auch die Männer, wie der Augenblick sie gerade gebraucht. Der erste ist bei dem Heere äußerst populär und als Großmeister der brasilianischen Freimaurerei hat er auch noch eine andere große Macht hinter sich, der andere, João Coelho, hat schon einmal gezeigt, daß er mit Lemos fertig werden kann, und er wird

jetzt keine Bedenken tragen, der Bundesmacht die des Staates entgegenzustellen und dies ist nicht zu verachten. Die allgemeine Stimmung außerhalb des Staates Pará steht entschieden auf Seiten Lauro Sodrés und nur die extrem pinheiristischen Blätter bringen es fertig, den alten Lemos zu verteidigen, der jetzt deshalb Sturm erntet, weil er so oft Wind gesäet hat.

Die Lage in Pará ist unverändert. General Torres Homen, von dem es hieß, daß er das Kommando über den zweiten Militärbezirk abgelehnt habe, hat den Befehl des Kriegsministers doch noch befolgt und befindet sich bereits auf der Fahrt von Maranhão nach Pará. Von den umliegenden Staaten sind auch mehrere Kontingente Soldaten nach Pará unterwegs, aber es heißt, daß dieses nicht viel sagen wolle, denn die Soldaten haben den Befehl, die Ordnung zu schützen und da die Ordnung nicht von den Anhängern der Staatsregierung, sondern wohl von den Capangas Lemos' gestört wird, so ist es zu erwarten, daß General Torres Homen seine Pflicht so auffaßt, daß er der Regierung und mit ihr Lauro Sodré seine Hilfe zuteil werden läßt. Dieses dürfte ihm übrigens nicht schwer fallen, denn er ist, wie fast jeder andere Offizier auch, ein Freund Lauro Sodrés. — Bei dieser Gelegenheit können wir wieder einmal darauf hinweisen, daß die landessprachlichen Blätter, die den „fremden“ Zeitungen Unkenntnis in der Landespolitik vorwerfen, sehr häufig selbst eine geradezu haarsträubende Unwissenheit an den Tag legen. So erzählt ein paulistaner Nachmittagsblatt, daß Lauro Sodré dem alten Lemos, gegen den er jetzt auftritt, viel Dank schuldig sei, denn an seiner Hand habe er die politische Laufbahn begonnen und ihm habe er es zu verdanken, daß er in Pará etwas gelte. Da wir dem Kollegen nicht vorwerfen wollen, daß er die Tatsachen entstelle, so müssen wir annehmen, daß er weder Lauro Sodré noch Lemos kennt. Der erste vertrat den Staat Pará schon in der Konstituante und war nachher ununterbrochen sieben Jahre Gouverneur desselben Staates, Lemos stammt aber aus Maranhão und hat in Pará, als er wegen eines schweren Verbrechens aus seinem Heimatstaat fliehen mußte, Aufnahme gefunden. Der Paráenser republikanischen Partei trat Lemos erst im Jahre 1899 bei, also nach dem Ablauf der Regierungszeit Lauro Sodrés, der bereits zweimal als Kandidat für die Bundespräsidentschaft aufgestellt worden war. Lauro Sodré hatte also schon einen solchen Einfluß, daß er für die Bundespräsidentschaft in Frage kam und Lemos begann sich erst um die Politik zu kümmern, und da soll nach dem „Diario Popular“ Lauro von Lemos in die Politik eingeführt worden sein und diesem seinen Einfluß verdanken. Das ist eine doch gar zu lächerliche Behauptung! Ebenso lächerlich ist die Verteidigungsrede, die der Ministervetter Flores da Cunha in der Bundeskammer für Lemos hielt. Nach ihm ist Lemos ein Ehrenmann lautersten Wassers und Lauro Sodré ein Feigling, ein Verräter, ein Egoist und Abenteurer. Ueber die Ehrenhaftigkeit Lemos' könnte Herr Maia Filho, seit kurzem Inspektor des Zollamtes in Santos sehr gute Auskünfte geben, wenn man ihn fragen würde, warum er, als er Zollinspektor in Belém war, sich von sechs bewaffneten Männern begleiten ließ und was er in den Büchern des Amtes fand. Ueber die Ehrlichkeit desselben Mannes könnten auch die Erben des Generals Couto de Magalhães Aufschlüsse geben, wenn man sie fragen würde, wer den denn in Pará die falschen Dokumente verschaffte, deretwegen die Neffen des Verstorbenen ein Millionvermögen verloren, das dann sagenhaften vorher nie gekannten und steidem auch nie mehr zum Vorschein gekommenen Söhnen des

Generals, die er in Pará haben sollte, zufiel. Diese Geschichte ist in São Paulo ziemlich bekannt und viele Advokaten, die die Archive des Waisengerichtes kennen, würden Herrn Flores da Cunha über den Fall Auskunft erteilen können.

Lauro Sodré ist kein Engel und die „Fremden“ haben am allerwenigsten einen Grund, für einen der Führer der „Jakobinerpartei“ ruhmlosen Angedenkens sich zu begeistern, aber wenn die Ehrlichkeit erwähnt wird, dann müssen wir ihn doch rühmend nennen, weil er wirklich zu den Wenigen gehört, die trotz aller Fehler und Irrtümer ihre Hände von ungerechtem Gut rein gehalten haben. Warum will aber der Bundespräsident, der sowohl Lauro wie Lemos sehr gut kennen muß, für den letzteren intervenieren und seinetwegen das Land ins Unglück stürzen?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht. Aber offenbar hat der Paulistaner Senator Francisco Glycerio Recht, der im Senat auf die Angelegenheit zu sprechen kam und dabei eine Charakteristik des Bundespräsidenten gab, die ihm die Erklärung für die gegenwärtige Bundespolitik geben soll. Er sagte: „Welches Interesse kann der Bundespräsident haben, die Ordnung zu stören, wo gesicherte Zustände doch ein Ruhmestitel für seine Regierung sein müssen. trotzdem sehen wir, daß alle die traurigen Ereignisse in den Einzelstaaten ihre Wurzel in der Politik des Marschalls Hermes haben. Ich habe schon einmal gesagt und habe keinen Grund, es zu widerrufen: der Bundespräsident hat guten Willen, gerecht zu sein. Viele meiner Freunde haben mich deswegen naiv gescholten. Ihnen muß ich erwidern, daß ich den Marschall Hermes seit vielen Jahren kenne und ihn für einen hochanständigen Menschen halte. Leider ist er schwach. Er ist immer bestrebt, durch gute Handlungen die Sympathie der Nation zu erwerben. Wenn ein Freund an ihn herantritt und ihm eine vernünftige Lösung vorschlägt, so wird er nie widerstreben. Aber dann kommt irgend ein schlechter Ratgeber und redet ihm seine ursprüngliche Absicht aus. Aus meinen Darlegungen kann man schließen, daß der Bundespräsident ein Schwächling und deshalb unfähig ist, sein hohes Amt auszuüben. Diesen Schluß mag ziehen, wer will. (Glycerio, du alter schlauer Fuchs!) Ich aber meine, daß der Marschall eine grundlegende Eigenschaft besitzt, die ihn zur Regierung fähig macht: seine persönliche Güte, seine Ehrlichkeit und sein Bestreben, den großen Interessen der Nation zu dienen.“ Diese Stelle aus der Rede des Generals Glycerio ist charakteristisch für den Mann. Er sagt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß der Marschall Hermes den Spitznamen „Klapptür“ voll auf verdient, daß er sich seine vernünftigen Absichten mit unfehlbarer Sicherheit durch schlechte Ratgeber wieder ausräden läßt, daß er infolgedessen selber nicht weiß, was er will, und das tut, was sein zufällig letzter Besucher ihm eingeredet hat. Aber Herr Glycerio weiß diese üble Charakteristik so mit Liebenswürdigkeiten und biedereren Versicherungen zu versüßen, daß der Marschall sich wahrscheinlich noch geschmeichelt fühlen wird.

Wochenschau.

Am Sonntag, den 1. September, fanden Rundflüge um Berlin statt. Als Sieger ging Leutnant Krüger hervor, der mit seinem Harlan-Apparat die Stadt dreimal umflog und zwar in einer Zeit von 3 Stunden 43 Minuten. An der zweiten Stelle kam Baierlein, der 3 Stunden und 54 Minuten gebrach-

te. Hirth machte nur zwei Flüge und brauchte für den zweiten 52 Minuten. Ueber dem Tempelhofer Felde, wo die Parade stattfand, schwebten zwei Lenkballone. Es war ein schöner Anblick, als acht Aeroplane auf einmal die Stadt umkreisten. An der Parade nahmen 60 000 Soldaten teil. Kaiser Wilhelm, der nach seiner Wiederherstellung zum ersten Mal öffentlich erschien, wurde von der ungeheuren Volksmasse, die der Parade beiwohnte, mit großer Begeisterung begrüßt.

Das leichte Unwohlsein, von dem der Kaiser befallen war, hat dem deutschen Volk wieder Gelegenheit gegeben, zu zeigen, wie sehr es an seinem Monarchen hängt. Man wußte wohl schon von Anfang an, daß die Erkrankung nichts auf sich hatte, aber das Volk interessierte sich doch für das Befinden Wilhelm II. und gab so das Zeugnis ab, daß es mit dem Kaiserhause verwachsen ist.

Die deutsche National-Flugspende hat schon die ansehnliche Summe von sechs Millionen Mark erreicht.

In dem Karlsruher Schloß sind Diebe eingebrochen und haben versucht, den Sicherheitsschrank aufzubrechen, der die Krone des Großherzogs bürgt. Der Diebstahl wurde glücklicherweise durch heran-eilende Schloßdiener verhindert. Die polizeiliche Untersuchung wurde sofort eingeleitet und die führte zu der Verhaftung eines Offiziers, der in dem Verdachte steht, ein Mitschuldiger der Einbrecher zu sein.

Am 29. wurde der Gründer der Heilsarmee, der unvergeßliche Herr William Booth, zur letzten Ruhe bestattet. Die Bevölkerung Londons, die an riesige Manifestationen gewöhnt ist, hat selten eine solche Beerdigung erlebt und selten so ungeheure Menschenmassen mit entblößten Häuptern einem Manne die letzte Ehre erwiesen sehen. Der fünf Meilen lange Weg von Blackfiards, wo der Trauerzug seinen Anfang nahm, bis zum Friedhofe im Abbey Park, wo der große Arbeiter seine Ruhestätte fand, standen zwei ununterbrochene Ketten von Menschen und als die Klänge des Trauermarsches das Nahen des Zuges ankündigten, da entblößten sich alle, die auf Halbmast gehißten Flaggen senkten sich noch tiefer — London grüßte zum letzten Abschied einen seiner größten Wohltäter. Hinter dem Leichenwagen kam ein anderer ganz mit Kränzen beladen und unter anderen sah man auch Kränze des englischen Königshauses sowie anderer Monarchen. Am Grabe sang die jüngste Tochter des Verstorbenen ein Solo und sein Sohn, der die Führung der Heilsarmee übernommen hat, hielt die Trauerrede. — Am Tage vor der Beerdigung wurde sein Testament geöffnet. William hinterläßt Ersparnisse im Betrage von 121.750 Franken und außerdem noch 132.375 Franken, die ihm seinerzeit ein Bewunderer vermacht hat. Dieses Geld hat Booth zu gleichen Teilen an seine Kinder verteilt.

Nach dem Jahresbericht der „Port of Pará“ hat diese Gesellschaft im Jahre 1911 einen Reingewinn von 219.410 Pfund Sterling eingesteckt. Im ersten Semester des laufenden Jahres haben die Reineinnahmen die der gleichen Periode in 1911 um 19.172 Pfund Sterling übertroffen, was dafür spricht, daß die Geschäftslage der Gesellschaft eine sehr günstige ist. Zwischen Porto Velho und Pará verkehren zwölf Dampfer der Gesellschaft von je 1000 Tonnen und vierzehn kleinere Dampfer verkehren auf den Nebenflüssen. Die Schifffahrt auf den Zuflüssen des Amazonas befindet sich ganz in den Händen der Gesellschaft.

In London hat sich mit einem Kapital von 50.000 Pfund Sterling unter dem Namen „The British Brazilian Trading Company“ eine Gesell-

schaft gebildet, die sich hier mit dem Ein- und Ausfuhrhandel sowie mit der Beschaffung von Konzessionen befassen wird.

In Romanshorn, Schweiz, hat ein Soldat Schwarz in einem Anfall von Wahnsinn wahre Schreckens-taten verrichtet. Er wurde von dem Kommandanten wegen seines schlechten Betragens von dem Dienste suspendiert und darüber verlor er den Verstand. Er verbarrickadierte sich und gab auf seine Kameraden mehrere Schüsse ab, verschiedene von ihnen ver-wetzend. Schließlich flüchtete er in den naßen Wald und setzte seinen Verfolgern einen verzweifelten Wi-derstand entgegen. Einer der Soldaten wurde durch einen Karabinerschuß tödlich verwundet. Endlich fiel Schwarz schwer verwundet den Verfolgern in die Hände und wurde unter starker Bedeckung nach Romanshorn zurückgebracht. Von den von Schwarz verletzten Personen sind acht ihren Wun-den erlegen.

In der Nähe von Padua hat ein Brasilianer, Dr. Gomide Vaz de Lima aus Socorro, Staat São Paulo, ein unliebsames Erlebnis gehabt, das für ihn anscheinend ernste und unangenehme Folgen nach sich ziehen wird. Der Genannte, ein noch junger Herr, betrat mit seinen Eltern und noch anderer Personen ein Gartenlokal, um zu frühstücken und nach dem Essen hielt die ganze Gesellschaft Siesta. Als die Rechnung gebracht wurde, fand Dr. Vaz de Lima sie zu gepfeffert und ließ sich, obwohl er ein schlechtes Italienisch spricht, mit dem Personal des Lokals in eine Diskussion ein, die immer erregter wurde und damit endete, daß der Brasi-lianer das Geld auf den Tisch warf und zum Tore schritt, das aber von den Bediensteten festgehalten wurde. Am Tore entstand ein großes Durcheinander, bei dem Dr. Vaz de Lima ein Messer gezogen ha-ben soll, während er nur mit dem Regenschirm zu-geschlagen haben will. Tatsache aber ist, daß ein Sohn des Gastwirts an der Brust eine Stichwunde aufweist, die aber nicht als schwer gilt. Nach dem Zwischenfall sprang Dr. Vaz de Lima mit seinen Begleitern in ein bereitstehendes Automobil und ver-suchte zu entkommen; von dem Gartenlokal wurde aber an die Polizei telephonierte und die feste die Flüchtlinge ab. Die ganze Familie wurde nun nach der Polizei gebracht, da Dr. Vaz de Lima aber alle Schuld auf sich nahm, so wurden seine Eltern und Schwestern wieder in Freiheit gesetzt. Die Italiener sagen alle übereinstimmend aus, daß Dr. Vaz de Lima ein Dolch in der Hand gehabt habe, was die-ser wieder beharrlich leugnet. Seine Verwandten haben sofort an den brasilianischen Minister des Aeußern telegraphiert und dieser hat an das Kon-sulat in Rom den Auftrag gegeben, sich mit der Verteidigung Dr. Vaz de Limas zu befassen. Auf den Ausgang der Angelegenheit darf man gespannt sein, denn es wäre sehr unangenehm, wenn, was bei der Heißblütigkeit sowohl der Brasilianer, wie der Ita-liener leicht erklärlich wäre, die Sache zu einer erregten Auseinandersetzung führen würde.

In Rom kam es anläßlich der Beerdigung eines in Griechenland im Kampfe gegen die Türken gefallenen Garibaldiners namens Felippo Troia zu einem großen Konflikt, der Italien wahrhaftig nicht zum Ruhme gereicht. Die Polizei hatte erfah-ren resp. sie vermutete es, daß die verschiedenen radikalen Elemente die Beerdigung dazu benutzen werden, um gegen den unglückseligen Krieg zu de-monstrieren und das wollte sie mit aller Gewalt ver-bindern. Dem Trauerzuge wurde ein bestimmter Weg vorgeschrieben und es wurde verboten, daß Musik-kapellen ihn begleiten. Die Straßen, durch die der Zug gehen mußte, wurden vom Militär besetzt. Der

Zug wollte von der vorgeschriebenen Straße in eine andere einbiegen und daran wurde er von der Polizei verhindert. Während des Konfliktes fuhr der Kutscher des Leichenwagens, vermutlich ein ver-kleideter Polizist, davon. Einige Männer setzten ihm nach, holten ihn ein und fuhren, da der Rosselen-ker auskniff, selbst den Leichenwagen zurück, bis ihnen Soldaten den Weg verlegten. Es entstand wie-der eine große Schlägerei und schließlich nahmen die Begleiter den Sarg auf ihre Schulter und trugen ihn zum Kirchhof. Der Leichenwagen wurde von der erregten Menge, unter der sich zahlreiche Anar-chisten befunden haben sollen, kurz und klein ge-schlagen. Allem Anschein nach hat die Polizei durch ihre Nervosität den Konflikt provoziert.

Nach einem Telegramm des Londoner „Daily Mail“ fand in Tientsin zwischen der Polizei und Soldaten ein folgenschwerer Zusammenstoß statt, bei dem es zahlreiche Tote und Verwundete gab. Nach einer anderen Meldung hat die chine-sische Regierung die englischen Vorschläge betref-fend die Regelung verschiedener Fragen, die sich auf Tibet beziehen, zurückgewiesen. Diese letztere Meldung wird aber von offizieller englischer Seite in Abrede gestellt.

Es besteht noch kaum ein Zweifel darüber, daß irgendwo, wahrscheinlich in Paris, Vertreter der Türkei und Italiens über den Frieden verhandeln. Das hat selbst schließlich die römische „Tribuna“ zu-gegeben. Außerdem hat der französische Minister-präsident Poincaré, nachdem er vom Zarenbesuch heimgekommen, mit den Botschaftern der Groß-mächte und der Kriegführenden konferiert, natür-lich auch über das schöne Friedensthema. Selbstver-ständlich bleibt alles geheim, bis ein Resultat ganz definitiv feststeht und die bisherigen Meldun-gen hierüber können nur als Vermutungen angesehen werden, so die nicht gerade unwahrscheinliche, daß die Türkei allmählich in aller Stille seine Truppen aus Lybien zurückzieht, Italien die religiöse Au-torität des Sultans über die Musehänner in seiner Kolonie pro forma anerkennt, der Türkei die Kir-ehengüter bezahlt und die Schuld betreffs Lybien übernimmt und die besetzten Inseln räumt. Darum wird sich wohl ungefähr der Friedensschluß drehen müssen. Indessen blieb Berchtholds Balkankonferenz unberührt und sind aber auch die Meldungen aus der Türkei selber weniger alarmierend.

Auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz haben die Türken und Araber sich wieder eifriger gerührt und haben die neuen Positionen der Italiener belästigt. So kam es bei Misurata, Holms und Bengasi zu eini-gen blutigen Gefechten. Den befestigten Posten Sidi-Said haben die Italiener wieder aufgegeben, da sie von Zuara und Begdalin aus die Karawanenstraßen hinreichend überwachen zu können glauben. Daß aber auch selbst nach einem Friedensschluß die Be-setzung des Kolonialgebietes den Italienern noch viele Kämpfe kostet, das glaubt auch die römische offi-ziöse Presse. Sie hat Recht, erspart sich dadurch harte Enttäuschungen.

Notizen.

São Paulo.

Bevölkerungsbewegung. Vorige Woche verstarben in São Paulo 115 Personen, darunter 28 Fremde, 70 männliche und 45 weibliche. Es ist dies ein Beweis, daß in unserer Bevölkerung das männ-liche Geschlecht in viel stärkerer Zahl vertreten ist als das weibliche. Das kommt jedenfalls von der

großen Zahl der zugewanderten Elemente, besonders der Italiener, die hier als Arbeiter einige Jahre sich aufhalten und dann mit dem Ersparten wieder zu den Ihrigen nach Hause zurückkehren. Trotz dieses Mißverhältnisses der Geschlechter bleibt unsere Bevölkerung in der Fortpflanzung nicht zurück; denn während 115 starben, sind hier 302 neue Bewohner geboren worden, neben 16 Kindern, die tot zur Welt kamen, also das Licht der Welt überhaupt nicht erblickten. In dieser Woche wurden 40 Trauungen vorgenommen. Die Sanitätsinspektoren impften 4896 Personen.

Auslieferung eines Verbrechers. Die paulistaner Polizei verhaftete den an der Luz-Station arbeitenden Packträger No. 76 und expedierte ihn nach Rio de Janeiro, wo er der italienischen Gesandtschaft zur Verfügung gestellt werden soll. Der Mann, der sich hier Salvatore Imbroto nannte aber eigentlich Salvatore Giuzaffata heißt, ist in Neapel wegen Mordes und Mordversuchs verurteilt. Er war längere Jahre hier ansässig gewesen.

Das Schwurgericht hat vorgestern wieder fleißig freigesprochen. Unter den Freigesprochenen befanden sich der des Totschlags angeklagte Emilio Ferraresi, der vor einigen Monaten einen gewissen Francisco Fuscaldo erschossen hat, und der Mörder João do Amaral Filho, der am 30. September 1911 in Parnahyba einem jungen Manne namens João Dutra auflauerte, ihn aus dem Hinterhalte niederschloß und ihm dann noch den Kopf mit Kolbenschlägen zertrümmerte. Emilio Ferraresi hätte jedes andere Schwurgericht wohl mildernde Umstände zugiebt, aber einen Freispruch hätte ein anderes Tribunal wohl schwerlich gefällt. Die anscheinend nicht ganz normale Schwester des Täters war durch Francisco Fuscaldo einem verheirateten Manne in die Hände gespielt worden, der sie verführte. Als nun Emilio Ferraresi, den viel stärker gebauten Fuscaldo traf, da stellte er ihn wegen dieser Schändlichkeit zur Rede und bekam als Antwort zwei Ohrfeigen. Das hätte auf jeden Fall hingereicht, um ihm mildernde Umstände zuzusichern, freigesprochen durfte er aber deshalb schon nicht werden, weil er die Schüsse nicht im Kampfe, also in der noch bestehenden Gefahr, noch mehr geschlagen zu werden, abgab, sondern dem bereits davongehenden Fuscaldo nachsandte. Trotzallem wurde er freigesprochen und zwar einstimmig. — Dem anderen Verbrecher konnten aber nicht einmal mildernde Umstände zugiebt werden, denn er handelte mit Ueberlegung und seine Tat war unzweifelhaft Meuchelmord, aber auch in seinem Falle erfolgte Freispruch, weil die Jury annahm, der Angeklagte habe allen Grund gehabt, zu befürchten, Dutra werde seine Schwester entführen. Diese Angst sei für ihn zum moralischen Zwang geworden, und schließlich habe er so handeln müssen wie er handelte. Die Geschworenen nahmen diese Darlegung des Verteidigers, Dr. Adriano Marrey Junior, an, und sprach den Angeklagten mit elf Stimmen frei. —

Ausweisung. Der Franzose Theodor Delaplanche wird auf Anzeige seiner eigenen Pflegetochter Jeanne ausgewiesen werden. Der noble Patron hat seine Frau prostituiert und jetzt, wo Jeanne das Alter erreicht, hat er auch sie in die Gosse stoßen wollen, um auf die Kosten der beiden Frauen leben zu können. Der Mann befindet sich bereits in den Händen der Polizei.

Aus dem Staatskongreß. Der Senat tagte am 29. ds. mit 15 Mann, genehmigte ohne Debatte verschiedene Schulgründungen und schloß dann die Sitzung aus Mangel an Arbeit.

In der Kammer waren 30 Mann anwesend. Die

Kommission empfiehlt Errichtung einer Knabenschule in Sabiauna, von Mädchenschulen in Carioba, Sabiauna und Agua Comprida, von gemischten Schulen in Porto Cardeal, Itatinga, Station Cesario und Moquem, einer Abendschule in Limeira. Ferner empfiehlt die Baukommission den Bau einer Brücke über den Mogy-mirim bei Barrinha. — Virgilio de Araujo begründete eine Vorlage, durch welche die Municipal-kammern ermächtigt werden, für den Straßenbau besondere Steuern zu erheben und zwar auf ländliche Grundstücke im Maximum 1 Milreis auf bis 200 Alqueiren, 1 Mil 500 Reis von 200 bis 500 Alqueiren, 2 Milreis von 500 bis 2000 Alqueiren und 3 Milreis von über 2000 Alqueiren, ferner auf Privatfahrwerke. Die Landbesitzer bezahlen für die zu ihrem Betriebe nötigen Wagen keine Steuer. Die Municipalstraßen müssen wenigstens 5 Meter breit sein. Die Wegsteuer darf nur zu diesem Zweck verwendet werden. Der Staat kann diesen Dienst und die betreffenden Steuern übernehmen. Für den Straßenbau, wenn diese nach den benachbarten Municipien oder Bahnstationen führen, gibt der Staat eine Subvention von 500 Milreis per Kilometer. Moraes Barros befürwortet die Eingaben von Novo Horizonte für den Bau einer Straße nach der Station Douradense und auf Errichtung von zwei Polizeiposten. Julio Prestes beantragt, daß über die Konstitutionalität der Vorlage betreffs Staatskontrolle über die Kloaken- und Wasserversorgung in den Municipien die Kommission vernommen werde.

Die Kammer tagte mit 31 Mann. Die Kammer von Araçariguama wünscht 8 Contos für Brückenbau und -Reparaturen. Die Kommission befürwortet den nötigen Kredit für Brückenbauten über den Rio Jundiahy an der Straße Cabreuva-Indaiatuba. Hierauf begründet Mereado in eingehender Weise seine Vorlage über Subventionierung von Schifflinien für den Export von paulistaner Produkten. Einheimische oder fremde Schiffsgesellschaften, welche wöchentlich oder halbmonatlich Schiffe mit paulistaner Produkten von Santos nach dem La Plata abgehen lassen, haben Anspruch auf eine jährliche Staatssubvention von 50 bis 100 Contos. Diese Subvention wird auf 5 Jahre vergeben in Konkurrenz, zu der die Reeder innerhalb 6 Monaten vom Erlaß dieses Gesetzes an beim Ackerbausekretariat ihre Eingaben machen können. Ausschlaggebende Bedingungen sind dabei größere Räume und Tonnengehalt, Kühleinrichtungen und sonstige Vorrichtungen für Frühltekonserverierung; größere Zahl der Fahrten, größere Zahl Produktsorten, geringere Summe der verlangten Subvention, geringere Tarife für Früchte- und Gemüsetransport, Vorschläge der Kontrolle. Bei gleichen Offerten wird die von einheimischer Firma vorgezogen, doch hat die betreffende fremde Anrecht auf Unkostenersatz bis 10 Contos. Auch kann die Subvention an zwei Gesellschaften vergeben werden. Die Regierung wird die Bahngesellschaften und die Doeas-Gesellschaft um billige Tarife für den Fruchtettransport ersuchen. Ein Hauptargument des Redners bildete die von uns bereits erwähnte Protestnote der Cubatãobewohner gegen den Bananenexporttrust. Diesen Tatsachen ist es wohl zuzuschreiben, daß die Kammer diesmal dem Redner ein williges Ohr schenkte und die Vorlage Aussicht auf Annahme hat, was gewiß sehr zu begrüßen ist.

Mit 39 Jahren sterblich verliebt? An der poetischen Praia do Botafogo in Rio de Janeiro hat mit einem Sprung ins Wasser sich der Paulistaner Caetano Galeão Carvalhal, Bruder des Abgeordneten Dr. Galeão Carvalhal, das Leben genommen. Der Selbstmörder war Schreiber bei der Generaldirektion des Sanitätsamtes, ledig und 39



Jahre alt. Obwohl man bei der Leiche einen Brief fand, sind die Gründe dieser Verzweilungstat nicht bekannt geworden. Die Annahme, der 39jährige Mann sei in ein Mädchen so verliebt gewesen, daß er darob den Verstand verlor, ist wohl eher nur ein Notbehelf als eine annehmbare Erklärung.

Ueber die Kunststadt São Paulo schreibt der paulistaner Mitarbeiter der D. Ztg. in Porto Alegre unter dem 10. August: „S. Paulo gilt als eine Kunststadt, und wer das hier zu bezweifeln wagt, der wird ausgelacht oder gar für einen schlechten Patrioten erklärt. Fragt man aber, wodurch denn die Stadt den Namen verdiene, dann bekommt man keine Antwort, und eine solche Antwort könnte auch, wenn sie wirklich erteilt würde, nur einbarer Schwindel sein, denn in S. Paulo wird nur eine Kunst geübt, das im Kaffeehandel oder in Bodenspekulationen verdiente Geld möglichst bald und möglichst bequem loszuwerden. — In Porto Alegre ist das prachtvolle Munizipal-Theater, das unsere Staatshauptstadt mit großem Kostenaufwand bauen ließ, im Bilde bekannt, und jedenfalls denkt man dort beim Anblick des gewaltigen Baues nicht daran, daß er nur einen Schmuckkasten von riesigen Dimensionen darstellt und nicht einen Kunsttempel, in dem dem Volke, aus dessen Steuergerde es erbaut ist, etwas geboten wird. Das Theater wurde Ende Sempember 1911 eröffnet, und bei der ersten Operngesellschaft, die in dem Prachtbau auftrat und der der berühmte italienische Bariton Tito Ruffo angehörte, kostete der Parterrestuhl 15\$. Nach der Eröffnung blieb das Theater wieder über ein halbes Jahr geschlossen, und erst vor einigen Wochen wurden die Portale wieder aufgetan, um ein elegantes Publikum hereinzulassen. Paul Adam, ein niederländischer Jude, hielt eine Lobrede auf die lateinische Rasse und Wissenschaft, und dieser Schmus wurde wieder mit 15\$ für den Stuhl bewertet. Nach Paul Adam, der erfreulicherweise nur einmal die Schloosen seiner orientalischen Bredsamkeit aufriß, kam der spanische Cellist, der für seine Fiedelei wieder 15\$ verlangte, und auch der große portugiesische Piano-Virtuose Vianna da Motta behielt diesen Preis bei. Nach dem Virtuosen kam die französische Schauspielgesellschaft des Herrn Guitry, und nahm 25\$ für den Stuhl. Dieser folgte eine italienische Operngesellschaft „La Teatral“, und die ging noch höher, nämlich auf 30\$ für den Stuhl ersten und 25\$ zweiten Ranges. Heute abend tritt nun zum ersten Male die italienische Gesellschaft Clara della Guardia auf, und zwar als erste im Munizipal-Theater mit einem vernünftigen Preis, nämlich 6\$ für den Stuhl. — Ausden angeführten Preisen ist schon zu erschen, daß S. Paulo den Namen einer Kunststadt nicht verdient, denn in einer solchen Stadt wären Preise, die dem größten Teil des kunstliebenden Publikums den Zutritt zum Kunstgenusse versperren und den Theaterbesuch zum Monopol der Großen machen, ausgeschlossen. Wenn ein Stuhl 30\$ und der Galerieplatz 7\$500 kostet, dann können doch gerade diejenigen Leute, für die die Kunst kein Luxus, sondern ein Bedürfnis ist, das Theater nicht besuchen, und dann hat man tatsächlich die Begriffe Kunst und Protererei verwechselt. — In einer Kunststadt müßte auch ein guter Büchermarkt vorhanden sein, und das ist hier nicht der Fall. Nick Carter und Sherlock Holmes sind hier in jeder Aufmachung und in jeder Straße zu sehen, wenn man aber nach einem brasilianischen Schriftsteller sucht, dann kann man die sämtlichen Buchhandlungen durchlaufen, und man findet ihn doch nicht. Das spricht doch auch wohl dagegen, daß S. Paulo eine Kunststadt sei. —

Und dann die kleinen Theater und die Varietees, die alle hier florieren und Geschäfte machen! Die sind die wichtigsten Zeugen, daß S. Paulo keine Kunststadt ist. In zwei kleinen Theatern an der Rua S. João werden nun schon seit Monaten kleine Einakter gemimt. Man soll aber nur nicht fragen, was für welche. Ein hinterwälderischer Unterhaltungsverein, der nur vor Bohnenbauern spielt, würde es nicht wagen, seinen Zuschauern einen so halnebüchernen Blödsinn vorzusetzen wie die meisten der hier aufgeführten und stürmisch applaudierten „Revistas“ und „Comedias em um acto“. — In dieser Hinsicht ist es also hier nicht gerade am besten bestellt. Wer für die Kunst etwas gibt, der findet in S. Paulo nicht das richtige Pflaster — sie ist hier nicht zu haben oder aber kostet sie soviel, daß sie für den Minderbemittelten überhaupt nicht in Frage kommt.“

Die aus London kommenden Telegramme sprechen fast alle von den Plänen der „Brasil Railway“. Heute liegen nicht weniger als vier Depeschen vor, die sich mit der genannten Trustgesellschaft befassen. Die „Brasil Railway“ hat jetzt ihren Jahresgeschäftsbericht veröffentlicht, nach dem ihre Reineinnahmen in den abgelaufenen zwölf Monaten sich auf 1.357.663 Dollars beziffern. 952.416 Dollars werden dem Garantiefonds zugeschrieben und an die Aktionäre wird eine Dividende von 6 Prozent verteilt. Die Eisenbahnlinie von Itaicy nach Campinas soll noch dieses Jahr fertig werden; die Linie von Serrinha nach Restinga ist schon beinahe fertig; die Eisenbahn von Rio Negro nach Tres Barras wird schon vor Ende dieses Jahres dem Verkehr übergeben werden können und der Bau der Linie von Jaguariaiva nach Salto Grande soll bald in Angriff genommen werden. Die Gesellschaft besitzt 2.428.020 Hektar Ländereien und 809.340 Hektar hat sie bereits an Kleinbauern verkauft. Außerdem besitzt sie 150.000 Rinder und betreibt einen befriedigenden Holzhandel. Dieses alles erzählt uns ein Telegramm; ein anderes meldet wieder, daß nach der Ansicht der Londoner „Times“ die Aktionäre der mittelbrasilianischen Eisenbahnen, hauptsächlich aber São Paulo Railway durch die „Brasil Railway“ geschädigt werden und deshalb wäre es gut, wenn die beiden Gesellschaften eine Vereinbarung treffen würden, damit die besorgniserregende Konkurrenz aufhöre. Das ist ein freundlicher Rippenstoß, der schon längst erwartet wurde und das Telegramm sagt nichts anderes, als was wir schon längst wußten — daß die „Brasil Railway“ die „São Paulo Railway“ verschlucken will. Das dritte Telegramm meldet, daß Herr Farquhar, der eigentliche Macher der „Brasil Railway“ nicht geneigt sei, sich vorschreiben zu lassen, daß er das Eisenbahnmaterial nur in England zu kaufen habe: er werde seinen Bedarf dorthier beziehen, wo er es am schnellsten und besten bekommen könne, und die vierte Depesche bringt die Nachricht, daß die Aktien der Madeira—Mamoré-Bahn jetzt zur Hälfte der „Brasil Railway“ und zur Hälfte der „Company Port of Pará“ gehören. Herr Farquhar versteht Reklame zu machen. Durch das Hin- und Hertelegraphieren wird der Anschein erweckt, als ob die Finanzwelt nichts anderes zu tun habe, als sich mit seinen Trustplänen zu befassen, und wie von England Telegramme nach Südamerika kommen, die sehr ausführlich von diesen Plänen sprechen, so gehen von Südamerika wieder andere nach London, die von dem großen Interesse erzählen, das dem Trustunternehmen entgegengebracht wird. Diese Telegramme werden dann in der dortigen Presse abgedruckt und kehren als Äußerungen der englischen Finanzorgane wieder zurück. Damit wird natürlich

viel Geld ausgegeben, aber ein Geschäft wird dabei doch gemacht.

Ausweisung. Der Richter Gastão de Mesquita hat das für Luiz Briganti eingereichte Gesuch auf Habeas corpus abgewiesen, da nach den Informationen des Polizeidelegado Haft und Ausweisung gerechtfertigt erscheinen.

Frauenhilfe. Etwa 40 Frauen waren am Donnerstag abend der Einladung des deutschen Pfarrers zur Gründung einer Gruppe „Frauenhilfe“ gefolgt. Die von dem Einberufer dargelegten Ziele fanden lebhaft Zustimmung: Die Tätigkeit des „Deutschen Hilfsvereins“ durch persönliche Mithilfe zu ergänzen und zu befruchten, speziell der alleinstehenden jungen Mädchen sich anzunehmen, ihnen ein Heim zu bieten und Rat und Halt zu geben. Daß diese Gruppe Geldunterstützungen nicht geben will, da sie im Einvernehmen mit dem Hilfsverein zu arbeiten gedenkt, wurde ausdrücklich betont. Um die Mittel für die Art der Liebestätigkeit, die außerhalb des Rahmens des Hilfsvereins liegt (Weihnachtsbescherung etc.), und für ein späteres eigenes Heim aufzubringen, wurden freiwillige Monatsbeiträge der Mitglieder und die Verlosung von Handarbeiten vorgesehen, die in regelmäßigen monatlichen Arbeitsversammlungen angefertigt werden sollen. Zugleich sollten diese Zusammenkünfte die Kenntnis vorliegender Notstände vermitteln helfen und dem Frauenvorstande Gelegenheit geben, sich mit den Mitgliedern über deren Abhilfe zu verständigen.

30 Frauen erklärten sofort freudig ihren Beitritt, andere stellten ihn in Aussicht. Nur vereinzelte Stimmen erhoben sich dagegen, daß die „Frauenhilfe“ eine Gruppe der deutschen Gemeinde bilden solle. Diese wollten sie vielmehr mit dem Hilfsverein verschmelzen wissen und traten ihr deshalb nicht bei.

Die so also als Gruppe der Deutsch-Evangelischen Gemeinde konstituierte „Frauenhilfe“ wird am Donnerstag, den 12. September, abends 8 Uhr, im deutschen Pfarrhause ihre erste Versammlung halten und sich dann ihren Vorstand wählen. Gleich einen Anfang in praktischer Betätigung machen zu können, wurde der „Frauenhilfe“ dadurch ermöglicht, daß Frau Stegner-Ahlfeld in der Rua Marques de Itú 5 für alle Mittwochabende von 7 Uhr an einen Raum zur Verfügung stellte als Zusammenkunfts-ort für alleinstehende deutsche junge Mädchen und Frauen, die hierdurch darauf aufmerksam gemacht seien. — Weitere Beitrittserklärungen für die „Frauenhilfe“ werden jederzeit im deutschen Pfarrhause und bei der Versammlung am 12. September entgegen genommen. W. T.

Von Hennies Irmãos, der bekannten Buchdruckerei und Importfirma in der Buchdruckbranche, Rua do Riachuelo 14 und 16, São Paulo, liegt uns ein neuer Katalog von Karten vor. Es ist ein überaus reiches Sortiment von über 250 Kartenmustern von der einfachen Visitenkarte bis zur schmuck- und farbenreichsten Verlobungs- und Menu-Karte. Die einfachen Karten, von der Firma aus den besten Fabriken Deutschlands importiert, zeigen, welch reiches Lager sie in diesen Materialien führt und mit dem Allerneuesten in der Branche sich auf dem Laufenden hält. Die Phantasiekarten werden von der Firma Hennies Irmãos sämtlich hier angefertigt, wozu die Druckerei über die neuesten Einrichtungen verfügt; so ist der Kunde nicht einmal an diese reiche Mustersammlung gebunden, sondern kann seine Bestellung beliebig nach eigener Komposition auswählen. Das Hervorragendste leistet die Firma in geprägten Karten, wofür die Formen außerordentlich vielgestaltig und mit feinem

künstlerischen Geschmack ausgewählt sind. Diese Prägungen erhalten einen erhöhten Effekt durch den mit neuestem Verfahren hergestellten Farbaufdruck. Darin trägt die Firma jedem Geschmack Rechnung, auch speziell demjenigen, der lebhaft Farben wünscht, die aber in diesen Mustern stets in vorzüglicher Harmonie vereinigt und abgestimmt sind. Der vorliegende Katalog ist so reichhaltig, so kunstsinnig und so modern in seinen Vorlagen, daß in dieser Branche die Druckerei Hennies Irmãos auch mit den besten Firmen dieses Faches in Europa konkurrieren kann. Wiederum ein praktischer Beweis, wie bedeutende Fortschritte in den letzten Jahren hierzulande die Industrie gemacht hat. Wir gratulieren den fachtüchtigen Inhabern der Firma zu diesem Erfolg in der edlen Kunst Gutenbergs.

Leichenplünderung. Zu dem Selbstmord des Paulistaners Caetano Galeão Carvalho in Rio wird noch beigefügt, daß man die aus dem Wasser gezogene Leiche noch sehr lange Zeit auf dem Kai von Botafogo liegen ließ. Da soll es auch geschehen sein, daß der Leiche ein Ring im Werte von über 2 Contos vom Finger weg gestohlen wurde. Ob die Polizei bei der Leiche gestanden hat, wird nicht gemeldet.

Für das Denkmal für Euclides da Cunha sind bereits 2 Contos gesammelt.

Uebertragsteuer. Auf Anfrage des Steuernehmers von São Carlos erklärt der Inspektor des Staatsschatzamt: Bei Verkauf des Kaffees am Baum ist keine Uebertragsteuer zu bezahlen. Beim Verkauf einer Fazenda und der Frucht am Baum ist, wenn die Käufer für beide dieselben sind, die Steuer auf den ganzen Wert des Verkaufsobjektes zu bezahlen.

Einwanderung. Bis zum 29. v. M. sind dieses Jahr 63.281 Einwanderer im Staate São Paulo angekommen. Weitere 279 sind angemeldet.

Sello adessivo. Der Termin für die Ersetzung der Stempelmarken des „sello adessivo“ durch neue ist bis zum 30. September verlängert worden.

Kolonielose zu kaufen. Die Direktion des Landamtes schreibt zum Verkaufe bis zum 27. September 38 Landlose im dritten Distrikte der Ex-Kolonie Sabauna aus. Ein Käufer kann nicht mehr als 500 Hektar erwerben. Das Land wird an den Meistbietenden abgegeben. Beim Kaufabschluß sind 5 Prozent zu bezahlen und die Kaufsumme am nächsten Tage zu erlegen.

„Rosas e o exercito aliado“ betitelt Marschall Bernardino Bormann sein neuestes Werk. Die Ereignisse, welche darin zur Darstellung gelangen, sind sehr interessant. Es handelt sich um die Hilfsexpedition, mit welcher Brasilien die Völker von Argentinien und Uruguay unterstützte, um sie von den Diktatoren Rosas und Oribe zu befreien, welcher Zweck mit der Schlacht von Caseros erreicht wurde.

Der englische Konsularbericht über S. Paulo enthält interessante Ausführungen über die jetzige Entwicklungsepoche unseres Staates und unserer Stadt. Darin erwähnt er auch, man habe hier auf einmal 4000 Häuser niedergerissen, um sie wieder aufzubauen, allerdings in erster Linie dadurch eine enorme Steigerung der Mieten bewirkt. Die Stadt São Paulo habe jetzt 390.000 Einwohner. Die Terrainpreise seien so gestiegen, daß man im Handelszentrum bis 100 Pfund Sterling per Meter bezahlte. Die Industrie beschäftige 10.000 Personen; es existieren 300 größere Fabriken; das in der Industrie angelegte Kapital belaufe sich auf 10 Millionen Pfund Sterling.



Ueber die Situation der Valorisationsanleihe gibt der Finanzminister folgenden Aufschluß:

Anleihe von 1908	Pf. St. 15.000.000
Amortisiert bis Juli 1912	9.552.920
Rest	5.447.080
Depot der paulistaner Regierung	
in London	528.500
in Paris	192.200

Pf. St. 720.700

Deutsch-Südamerikanische Telegraphengesellschaft, Köln. Die Generalversammlung genehmigte die Kapitalserhöhung um Mk. 2.500.000 auf Mk. 12½ Mill. für die Neubauten Teneriffa-Monrovia und Monrovia-Togo-Kamerun im Kostenbetrage von Mk. 6.350.000. Hiervon werden weitere Mk. 3.850.000 durch Obligationen aufgebracht. In der Versammlung wurde mitgeteilt, daß das Reichspostamt für die zu erbauende Strecke Teneriffa-Duala auf 40 Jahre eine jährliche Subvention von Mk. 850.000 zahlt, die auf Mk. 915.000 jährlich erhöht wird, sobald der Duplexbetrieb eingeführt wird. Hierdurch würde die Finanzierung der neuen Anlage und die Dividendenbasis der neuen Aktien gleichgestellt mit den bisherigen Anlagen, sodaß auch für die neuen Aktien eine gleiche Dividende zu erwarten ist, wie für die alten Aktien (bisher 6 Prozent). Die neuen Aktien werden von dem der Gesellschaft nahestehenden Konsortium zu 100 Prozent übernommen und den Besitzern alter Aktien von 1:4 zu 105 Prozent zum Bezuge angeboten. Die neuen Aktien erhalten bis zur völligen Inbetriebnahme der neuen Kabelverbindung, jedoch spätestens bis 31. Dezember 1912, 5 Prozent Zinsen und nehmen von da ab voll an der Dividende teil.

Das Bundessteueramt in S. Paulo vereinahmte im August 637:665\$ und seit dem 1. Januar 5.671:186\$ und seit der Eröffnung in 1905 die Summe von 56.250:404\$.

Der Streik in Santos dauert an, worüber die Meldungen noch immer sich widersprechen. Nach dem „Commercio de São Paulo“ arbeiten in den Docas kaum 500 Mann und die 1776 Streiker sind beharrlich; nach den offiziösen Blättern wären es 1130 Arbeiter. Jedenfalls sind die dortigen Verhältnisse nach wie vor anormal. So hat der Handel die Regierung um Vermittlung ersucht. Andererseits verlautet, andere Gewerbe, sogar die Arbeiter der englischen Bahn wollten sich der Bewegung anschließen.

Staatliche Geldverschwendung bedeuten die 935 Contos, die jetzt der Bundespräsident dekretiert hat, als Nachtragskredit für die Mehrkosten des nationalen Parlamentes. In der ordentlichen Session werden sie nie fertig, sie verschwätzen aber diese Zeit einzig aus dem „patriotischen“ Motive, damit ihnen der Staat noch für einige Monate mehr die 100 Milreis Taglohn ausbezahlen muß! Daran haben Blätter wie das „Jornal do Commercio“ und „Estado de São Paulo“ nichts zu tadeln, wohl aber schreien sie über Anarchie und Landesverrat, wenn der Arbeiter für seine schwere Arbeit statt 3 bis 5 Milreis in der teuren Zeit 7 Milreis verlangt; solche Frechlinge müssen ausgewiesen werden, aber die, welche für 100 Milreis Taglohn gar nichts tun, sind die großen Patrioten!

Das Staatssteueramt hat im Monat August 758:332\$ Einnahmen oder 54:031\$ weniger als im selben Monat des Vorjahres. Darunter sind die Wasser- und Kloakensteuer mit 256:983\$, die Stempelmarken mit 16:938\$ vertreten.

Der Kaffee-Transport auf der Zentralbahn betrug im August nur 3495 Sack Paulista-Kaffee; von Minas und Paraná wurde gar keiner von hier mit dieser Bahn verschickt.

Erweiterung der Luzstation. Die „São Paulo Railway“ ist in Unterhandlung, um das 30 bis 35 Meter breite Terrain an der Rua Mauá zwischen Rua Brigadeiro Tobias und Rua Bom Retiro anzukaufen und die dortigen Gebäude niederzureissen und ihre Station nach dieser Seite hin zu erweitern, wo sie eine Zentralstation bekommt, wie es wenige in Südamerika gibt. Die Expropriationen allein werden auf 5000 Contos geschätzt.

Literatur. Die „Revista dos Educadores“, von Henrique Geenen, Rua S. Antonio 71, liegt in Nr. 7 mit reichhaltigem Lesestoff vor.

Der Deutsche Turn-Verein (Rua General Couto Magalhães 18) veranstaltet nächsten Sonntagabend einen großen Unterhaltungsabend, dessen finanzielles Ergebnis für den Bau eines eigenen Vereinshauses bestimmt ist. Zuerst werden zwei lustige Einakter aufgeführt: „Monsieur Herkules“ und „Das verhängnisvolle Hochzeitsgeschenk“, dann folgen Ball und Tombola. Herrenkarten werden zu 3 Milreis, Damenkarten zu 1 Mil 500 Reis ausgegeben. Näheres siehe Anzeige.

Bahntgleisung. Auf Kilometer 225 der S. Paulo—Rio Grande-Linie ist am 2. ds. der Zug, der von Porto União nach Ponta Grossa fuhr, entgleist. Die Passagiere kamen ohne Verletzung davon.

Die Einwanderung im Staate São Paulo erreichte dieses Jahr bis Ende August 64.013 Köpfe. Mit der „Hohenberg“ werden von Buenos Aires 80 Einwanderer erwartet.

Der Docas-Streik in Santos dauert in gleichem Verhältnis an. Daß die Docas-Blätter in ihren Angaben schwindeln, ist aus der Tatsache zu ersehen, daß sie schon anfangs der vorigen Woche das Ende des Streikes ankündeten, das aber bis heute nicht eingetreten ist. Denn selbst die Ziffer der Streikbrecher ist in diesen Blättern seit 8 Tagen stationär geblieben. Die Docas-Depots sind offen, aber die Arbeiter sind so wenige, daß nur ein kleiner Teil der Schiffe löschen kann.

Personalnachrichten. Am 30. v. M. starb Herr Hans Steffen sen. in Friedburg nach kurzer Krankheit im 79. Lebensjahre. Ein schwerer Verlust hat nicht nur seine zahlreichen Verwandten, sondern ganz Friedburg und den Deutschen Schulverein daselbst getroffen. Wie der Verstorbene einer der Gründer von Friedburg war, nahm er auch im Jahre 1879 an der Gründung der Deutschen Schule hervorragenden Anteil. Zum Unterhalte derselben leistete er von Anfang an erhebliche Beiträge. 33 Jahre hindurch fehlte er fast nie in den Versammlungen des Schulvereins und war bis zu seinem Tode stets als einer der ersten auf dem Plan, wenn es das Wohl des Vereins und der Schule galt. Die Lauterkeit seiner Gesinnung, sein gerades und doch warmherziges Wesen verschafften ihm überall Achtung und Zuneigung. Ehre seinem Andenken!

Am 1. September starb hier nach längerer schwerer Krankheit Herr Lehrer Hermann Burgdorf, ein in hiesiger deutscher Kolonie sehr bekannter Landsmann. Herr Burgdorf war von Geburt Lüneburger. Anfangs der neunziger Jahre kam er nach Brasilien, war zuerst in Rio de Janeiro und dann in Petropolis an der deutschen Schule tätig. In 1894 kam er nach São Paulo und wirkte an unserer deutschen Schule bis zum Jahre 1897. Hierauf gründete er sich eine Privatschule. In der Moca veranlaßte er die Gründung einer deutschen Schule, deren Leitung Herr Burgdorf aus Gesundheitsrücksichten schon nach fast einem Jahre niederlegen

mußte. So sehen wir den Mann in zahlreichen Stellungen tätig und immer strebsam, bis Krankheit allzu früh an seinem Leben nagte. Herr Burgdorf starb Mitte der vierziger Lebensjahre. Dem rastlosen Kämpfer ein ehrendes Andenken. Den trauernden Angehörigen unser aufrichtiges Beileid!

Munizipien.

Santos. Der Matrose Francisco Vescosi vom österreichischen Dampfer „Eugenia“ fiel in den Laderaum und erlitt einen Bruch am rechten Bein. Auf diesem Dampfer beschlagnahmte die Zollwache bei Matrosen 2100 Gramm Seidenwaren, als sie damit an Land gehen wollten. Die Leute wurden in Freiheit gesetzt, aber die Seide blieb in Haft.

— Die Comp. Central de Armazens Geraes hat die neue Direktion also bestellt: Präsident Conde de Prates, Vizpräsident Oberst Antonio Candido Gomes, Sekretär Dr. João Martiniano Rodrigues Alves.

— Die Handelsgesellschaft hat die Banken er sucht, den Geschäftsleuten, welche durch die Streiks in Verlegenheit kamen, Stundung zu gewähren.

Santos. Die „Passageiros clandestinos“ sind sehr häufige Erscheinungen im Hafen von Santos; meistens sind es Spanier, die eine eigene Routine haben, sich heimlich in die Schiffe einzuschleichen und dann gratis übers Meer zu fahren. Der Dampfer „Barcelona“ brachte diese Woche nicht weniger als 7 solcher Gratis-Reisende, die wie üblich, von unserer Polizei nicht an Land gelassen, sondern unseren lieben Nachbarn am La Plata zugeschickt werden.

— Zwei überschlaue Italienerinnen hatten sich nicht weniger als 172 Nickeluhren in ihre Unterröcke einnähen lassen. Den Zollwächtern von Santos mußte an diesen Vertretern des schönen Geschlechts irgend etwas aufgefallen sein, sie veranlaßten die nähere Untersuchung der beiden Damen und richtig fand man die Wattierung mit Nickeluhren. Nachdem die beiden den entsprechenden Zoll samt Strafzuschlag erlegt hatten, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. Mit Schlaueit wollten sie sich die Zwischendeckfahrt auf dem Dampfer „Savoia“ verdienen, aber die Spekulation ist ihnen teuer zu stehen gekommen. — Vom Dampfer „Hollandia“ versuchte ein Passagier mit 600 Gramm Seidenwaren im Ueberzieher an Land zu kommen, fiel aber auch dem Zollwächter in die Finger. Unsere Zollcerberusse sind nicht umsonst so findig und eifrig, bekanntlich gehört die Hälfte der Zollstrafe dem Entdecker.

Campinas. In den Straßen Dr. Omirio und General Carneiro ist in letzter Zeit viel gestohlen worden. In der No. 177 haben die Freunde fremder Eigentums kürzlich 6 mal nachts eingebrochen, Hühner und andere Gegenstände gestohlen. Man vermutet die Diebe in der Nachbarschaft.

Campinas. João Baptista Aviau und Anna Perez, die als früh verliebtes Pärchen von Mogymirim ausgeflogen waren, wurden von Campinas unter entsprechender Bedeckung ihren lieben Eltern zugeführt.

— Der Richter 2. Vara hat João Gastardelli, welcher aus Versehen seine Schwester erschossen hat, freigesprochen.

In Socorro ist die Pockenepidemie bereits erloschen, im Absonderungsspital befinden sich noch 11 Kranke.

Rio Claro. Nach einer Blinddarmoperation verstarb die zehnjährige Tochter Olga des Apothekers Conrado Huk.

Araraquara. In der Kolonie Gavião Peixoto waren Angestellte der Empresa Força e Luz damit

beschäftigt, Sand aus dem Fluß zu nehmen. Einer derselben, Manuél Maria Jacyntho, hatte dabei so wenig Arbeit, daß er sich mit seinem Revolver zu schaffen machte, aus Vergnügen einen Schuß ins Wasser abgeben wollte, aber so schlecht zielte, daß er dem Kollegen Prudencio in den Rücken schoß und schwer verletzte.

Bragança. Die Untersuchung über den Brand des Zentral-Theaters konnte keine böswillige Tat nachweisen.

In Botucatu starb der Fazendeiro José Ferreira de Camargo aus Piracicaba, Gatte der Frau Maria Krähenbühl.

Guaratinguetá. Sevino Cordeiro wurde nach dem Pasteurinstitut von S. Paulo geschickt, da er von einer tollen Katze gebissen wurde.

Jundiahy. Der große Alarm über die Kurpfuscher, welche ungesetzlich die Heilkunde ausgeführt haben sollen, verliert sich im Rauch. Der Staatsanwalt erhebt keine Klage, da die positiven Beweise fehlen.

Piracicaba. Der Bau der Bahnlinie Atibaia-Piracaia ist schon weit vorgerückt.

— Julio Bastos hat seine Fazenda Santa Maria an Moraes Galvão für 170 Contos verkauft.

Cabreúva. Auf dem landesüblichen Wege der Entführung gelangten dieser Tage zwei junge Pärchen mit Hilfe der Polizei zum ewigen Bunde fürs Leben: Rinaldi Machado und Joaquim Leme de Souza, mit ihren respektiven entführten Bräutchen Maria Abiscula und Leonor Ragajola.

In Santa Barbara sind im Juli 19 Geburten, 7 Sterbefälle und 14 Trauungen eingetragen worden.

Araraquara. Die Kammer bewilligte 500 Milreis für die Abhaltung der nationalen Festtage.

— Auf der Fazenda von Nicolau Carneiro Leão in Americo Brasiliense wurden Zugtiere von der Weide gestohlen.

Bundeshauptstadt.

Brasilische Kohle. Brasilien besitzt eine ganze Reihe von Kohlenlagern, aber fast durchweg Braunkohle, und wo es sich um Steinkohle handelt, da nur von ganz geringer Qualität. Der Abbau dieser einheimischen Kohlenlager und der Verbrauch der brasilischen Kohle steckt noch in den ersten Anfängen. Das ist unter verschiedenen Gesichtspunkten beauerlich. Erstens zählt Brasilien jährlich große Summen an das Ausland für eingeführte Kohle. Zweitens wird die industrielle Produktion durch den hohen Preis der ausländischen Kohle verteuert. Drittens entsteht an vielen Orten keine Industrie. Viertens wird der Waldverwüstung Vorschub geleistet. Um diesen Uebelständen durch die Förderung des Abbaues der einheimischen Kohlenlager abzuhelfen, hat der Deputierte Mauricio de Lacerda folgenden Gesetzentwurf eingebracht: „1. Die Regierung kann Unternehmungen, die jährlich mindestens 25 000 Tonnen industrielles Brennmaterial herstellen, Prämien gewähren. 2. Ein einzelnes Unternehmen kann Prämien nur für eine Jahresproduktion bis zu 100 000 beziehen. 3. Brennmaterial mit weniger als 6 000 Kalorien Heizwert kann nur prämiert werden, wenn es in Brikettform auf den Markt kommt. 4. Die Prämienskala ist folgende: für Brennmaterial von 5 000 bis 6 000 Kalorien 1 Milreis pro Tonne, von 6 001 bis 6 500 Kalorien 1,250, pro Tonne. 5. Das Unternehmen muß für Aufsichtszwecke einen Beitrag entrichten, den die Regierung zwischen 5 und 12 Contos jährlich stipulieren wird. 6. Kein Unternehmen kann Prämien länger als 5 Jahre hindurch erhalten, es sei denn mit besonderer Genehmigung des Kongresses. 7. Steinkohle von weniger als

7500 Kalorien kann nur prämiert werden, wenn sie ebenfalls in Brikettform auf dem Markt kommt. 8. Wenn innerhalb 6 Monate nach Erlaß des Gesetzes niemand sich um die Prämie beworben hat, so kann die Regierung an geeigneter Stelle ein Werk zur Produktion einheimischer Kohle unter einem Kostenaufwand bis zu 3 000 Contos errichten, das sie in öffentlichem Ausschreiben an den Meistbietenden verpachten wird.

Brasilien-Argentinien. Zu den Problemen, die bei einer Verständigung zwischen Brasilien und Argentinien der Lösung bedürfen, gehört auch die Flottenfrage. Nachdem die Expräsidenten der beiden Republiken als Gesandte in Aktion getreten waren, ließ es in vielen Blättern, daß in dem abzuschließenden Vertrage auch eine Beschränkung der Flottenrüstungen enthalten sein werde. Gegen diese Auffassung haben in beiden Ländern aber die Marinekreise mit aller Entschiedenheit Stellung genommen. Der argentinische Marineminister Kontreadmiral Saenz Valiente ließ sich sogar interviewen und präziserte seinen Standpunkt mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit. Seine Ausführungen sind um so interessanter, als sie sich mit dem decken, was man in Deutschland gegen die von England angeregte Flottenbeschränkung anführt. Sie beweisen, daß jedes Land unter ähnlichen Verhältnissen zu ähnlichen Schlüssen kommen muß wie Deutschland. Admiral Saenz Valiente forderte den Bau eines dritten Dreadnought und sagte, daß die argentinische Flotte in ihrer heutigen Stärke keine genügende Garantie für eine wirksame Verteidigung der grossen nationalen Interessen Argentiniens biete. Dies unterliege keinem Zweifel und bedürfe keiner besonderen Beweisführung. Es sei aber noch mehr zu sagen, denn die Flotte sei nicht einmal so stark, wie die einiger anderer südamerikanischer Nationen, deren Kriegsmarine bedeutend verstärkt worden sei. Unter diesem Gesichtspunkte sei die Flotte Argentiniens zu schwach und stehe nicht im Einklang mit der Machtstellung, welche dem Lande im Rate der südamerikanischen Nationen gebühre. Es bestehe daher die zwingende Notwendigkeit, an eine Vermehrung der Flotte heranzutreten. Die Ausführung des Flottenprogramms der mächtigsten südamerikanischen Staaten (d. h. Brasiliens und Chiles) schreite nicht deswegen immer mehr voran, weil diese Staaten sich mit kriegerischen Absichten trügen, sondern weil es eine Notwendigkeit sei für die Staaten selbst. Die Notwendigkeit sei so zu verstehen, daß die Flottenverstärkung in direktem Verhältnis stehen müsse zum Bevölkerungszuwachs, zur Vermehrung des Volksvermögens, zum Anwachsen des Außenhandels, zur Vergrößerung der Macht eines Staates. Die unbewacht gelassenen Schatzkammern pflegen angegriffen und ihres Inhaltes beraubt zu werden; die Erfahrung lehre, daß eine Wache gestellt werden muß. Es sei nur ein sentimentaler Wunsch der zivilisierten Menschheit, daß das Recht um seiner selbst willen geachtet werden müsse. Tag für Tag könne man beobachten, wie diese Anschauung in die Brüche gehe; das müssen die Einzelnen ebensogut erfahren wie die Völker. Das sei der Kampf ums Dasein, in dem immer das Recht des Stärkeren sich durchsetze. Es sei daher nicht ratsam, auf das gute Recht zu pochen, sondern vernünftig, das zu tun, was andere Völker auch tun, nämlich sich auf alle Eventualitäten vorzubereiten. Dann werde Argentinien nicht in die Gefahr kommen, daß jemals das Recht des Stärkeren gegen es geltend gemacht werde. Diese Auffassung des argentinischen Marineministers deckt sich durchaus mit der brasilianischen und chilenischen. Mit der Flottenbeschränkung in Südamerika hat es also wohl noch gute Weile.

Recht so! Die Präfektur hat die Firma Amalal u. Seura in Engenho Novo mit einer Geldstrafe von 500 Milreis belegt, weil sie ihr Geschäft Sonntags noch um 3 Uhr nachmittags offen hielt. Es wäre wünschenswert, daß die Präfektur den Ladeninhabern in den Vorstädten ganz allgemein energischer auf die Finger sähe, denn dort wird sehr häufig gegen die Vorschriften über den Ladenschluß gesündigt, zum Schaden der Kaufleute in der inneren Stadt und der Angestellten.

Arme Zwischendecker. Gegen den Kapitän und die Agentur der „Argentina“ haben einige Spanier bei der Hafenpolizei Klage erhoben. Der Dampfer wollte Almeria anlaufen, und die Spanier kauften bei der Agentur Passagen nach jenem Hafen. Als sie aber an Bord kamen, wurde ihnen zu ihrem größten Erstaunen bedeutet, daß die Argentina Almeria nicht berühren werde. Die Agentur erklärte, daß sie von dem Entschluß des Kapitäns erst am Morgen Kenntnis erhalten habe. Die Spanier mußten daher den nächsten Dampfer abwarten. Gewiß wird die Agentur schuldlos sein, denn sie hat nicht das geringste Interesse daran, sich wegen einiger Zwischendeckpassagiere Ungelegenheiten auf den Hals zu laden. Aber der Kapitän verdient schärfsten Tadel. Er wußte zum mindestens schon in Santos, daß er Almeria nicht anlaufen werde, und hätte davon der hiesigen Agentur rechtzeitig Mitteilung machen müssen. Wenn er nicht an Land schicken wollte, um ein Telegramm aufzugeben, konnte er sich bequem der Funkenspruehstation bedienen, die er an Bord hat. Seine Nachlässigkeit bedeutet für die armen Spanier eine schwere wirtschaftliche Schädigung. Sie haben ihren Erwerb aufgegeben, weil sie ihre Abreise für unmittelbar bevorstehend hielten, und nun müssen sie mindestens eine Woche lang in dem teuren Rio liegen und auf den nächsten Dampfer warten.

Zur Präsidentenwahl. Wir sagten gestern, Herr Seabra sei überzeugt, er werde einen ausgezeichneten Bundespräsidenten abgeben. Er hatte zwar einen Kompromiß mit dem Finanzminister geschlossen, wonach er diesem die Wahllisten von Bahia für die Präsidentenwahl zur Verfügung stellte gegen Garantie seiner Wahl zum Staatsgouverneur von Bahia durch Minas und gegen die aktive Betätigung der Zoll- und Steuerbeamten zu seinen Gunsten. Aber an den ernsten Willen des Herrn Seabra, diesen Kompromiß zu erfüllen, glaubausser Herr Franeiseo Salles selber wohl kein Mensch. Heute wird nun von einer anderen Kombination gesprochen, bei der dem Gouverneur von Bahia nicht die erste, wohl aber die zweite Stelle zufiele. Herr Seabra weiß ganz genau, daß der General Dantas Barreto weit mächtiger ist als er und infolgedessen viel mehr Aussicht hat, sein Streben nach der Bundespräsidentschaft zu verwirklichen. Nun hat ihm der Gouverneur von Pernambuco die Vicepräsidentschaft angeboten, wenn Bahia in den „Bund des Nordens“ eintreten und für die Kandidatur Dantas stimmen wolle. Da der Vizepräsident schon öfters Präsident geworden ist, sei es infolge einer eintretenden Vakanz, sei es im nächsten Quatriennium, so hat der Antrag des Generals Dantas Barreto viel Verlockendes für Herrn Seabra, und es ist wahrscheinlich, daß er ihn annimmt. Dann aber würden die Aussichten des Generals bedeutend steigen.

Gerichtszustände. Daß unser Gerichtswesen in offensichtlichem Niedergang begriffen ist, davon haben die Rechtssuchenden schon manche Probe bekommen. Ist schon an und für sich die Rechtspflege in Brasilien infolge veralteter Verfahren, unsicherer und widersprechender Gesetzgebung und hoher Sporteln überaus erschwert, so wird

sie durch unwissende, parteiische, arbeitsscheue und bestechliche Richter, wie sie leider in der Republik zugelassen zu werden scheinen, gewiß nicht besser. Unter dem Kaiserreich wurde streng darauf gesehen, daß der Richter ehrlich und gerecht sei und etwas gelernt habe. Verstöße kamen auch damals vor, gewiß, denn auch die Richter von damals waren nur Menschen, aber sie wurden streng geahndet, wenn sie zur Kenntnis der vorgesetzten Behörden kamen. Und heute!

Zu diesen Betrachtungen werden wir veranlaßt durch die Erfahrungen, die die Deutsche Südamerikanische Bank, also zur größeren Schande Brasiliens auch noch ein ausländisches Institut, in einer Konkursangelegenheit machen mußte. Die Bank hatte einem Kaufmann A. drei Notas promissorias im Gesamtbetrage von 10 Contos diskontiert, die das Giro von A.'s Freunde, dem Kaufmann B., trugen. Da der erste Wechsel nicht bezahlt wurde und auch der Girant B. sich für zahlungsunfähig erklärte, so beantragte die Bank die Verhängung des Konkurses zunächst über das Vermögen des B. Dieser erkannte seine Unterschrift an, A. gab zu, das Geld empfangen zu haben, und so wurde gemäß dem Antrag der Bank der Konkurs eröffnet. In der Gläubiger-Versammlung aber wurde die Giro-Forderung der Bank gegen B. nicht anerkannt, obwohl B. seine Unterschrift für echt erklärte und obwohl die Konkursöffnung auf Grund ebendieser Forderung erfolgt war! Begründung: B. hatte seine Giro-Verpflichtung nicht in seine Bücher eingetragen, folglich existierte sie auch nicht! Den Antrag, die Bankforderung nicht anzuerkennen, stellte ein gewisser Fernandes, der sich unter Einreichung einer Nota promissoria als Gläubiger des B. auswies. Man hat allen Grund zur Annahme, daß dieser Fernandes eine fingierte Person sei, denn alle Nachforschungen nach ihm sind vergeblich geblieben. Nachdem man so die Deutsch-Südamerikanische Bank ausgeschaltet hatte, wollte man einen Akkord zustande bringen, und der Richter — Eliezer heißt der Brave — gab zu dieser offenkundigen Rechtsverletzung seine Zustimmung. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn dieser Herr zeichnet sich überhaupt durch eine große, sagen wir einmal „Unbefangenheit“ im Urteilen aus. Der saubere Plan scheiterte jedoch zunächst daran, daß die Bank von Brasilien der Kollegin beisprang und ihre Zustimmung zum Akkord verweigerte. Da boten diejenigen, die den Plan ausgeheckt hatten, der Bank von Brasilien an, ihre Forderung zum Nennwert aufzukaufen. Die Bank mußte dieses Angebot pflichtgemäß annehmen, da sie ja auf diese Weise keinerlei Verlust hat. So war der einzige Widerspruch gegen den Akkord beseitigt, und es ließ sich nun weiter zum Schaden der Deutsch-Südamerikanischen Bank operieren.

Die Bank stellte sich auf den sehr vernünftigen Standpunkt, daß sie das Schwindelmanöver auch bei dem verhältnismäßig geringfügigen Betrage nicht durchgehen lassen dürfe, sondern den Versuchen, ihre berechtigten Ansprüche zu schädigen, von vornherein einen Riegel vorschieben müsse. Da sie bei dem merkwürdigen Richter kein Recht fand, so appellierte sie, und wir zweifeln nicht, daß sie in zweiter Instanz siegen wird, denn glücklicherweise beschränkt sich der Niedergang, von dem wir oben sprachen, vorläufig im großen und ganzen auf die Richter erster Instanz. Aber selbstverständlich besteht die Gefahr, daß allmählich auch die Obergerichte infiziert werden, denn die Richter erster Instanz sind es ja, aus denen im allgemeinen der Ersatz für die höheren Instanzen genommen wird. Diese Gefahr muß beizeiten bekämpft werden, wenn anders neben unserer Politik nicht

auch unsere ganze Rechtspflege bankrott werden soll. Es ist daher anerkennenswert, daß die „Noite“ den oben geschilderten Fall zum Anlaß genommen hat, einen Feldzug gegen den Herrn Eliezer zu eröffnen. Das Blatt hat so unglaubliches Material beigebracht, daß man staunen muß, warum gegen einen solchen Richter nicht schon längst ein Disziplinarverfahren eröffnet wurde. Andere Zeitungen haben sich der „Noite“ angeschlossen, und die Affäre hat soviel Staub aufgewirbelt, daß Studenten und junge Kaufleute dem Richter allnächtlich Katzenmusiken bringen. Er hat deshalb die Polizei um Schutz gebeten, denn er fühlt sich an Leben und Eigentum bedroht, und der heilige Belisario hat ihm auch einige Polizisten vor die Tür gestellt. Herr Eliezer würde sich am schnellsten jeder Belästigung entziehen, wenn er sich bemühen wollte, so zu urteilen, wie es Recht und Gerechtigkeit erfordern.

Deutscher Frauenverein Rio de Janeiro. Ein von elf Damen der hiesigen deutschen Kolonie unterzeichneter Aufruf zur Gründung eines Deutschen Frauenvereins hat in den verschiedensten Kreisen eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Die konstituierende Versammlung fand am Donnerstag, 22. August, nachmittags 4 Uhr im Gebäude der Deutschen Schule statt und war von 20 Damen besucht. Außerdem waren auf besondere Einladung Herr Generalkonsul Münzenthaler und Herr Pfarrer Hoepffner, der auch den Vorsitz führte, anwesend. In seiner Eröffnungsansprache ging Herr Pastor Hoepffner aus von den Erfahrungen, die die Begründung des neuen Vereins notwendig machten, und wies darauf hin, wie gerade ein allgemeiner deutscher Frauenverein in erster Linie berufen sei, die drei Zwecke, die man sich gesteckt habe, zu erfüllen: 1. Beschaffung der Mittel zur Einrichtung und Leitung eines Heims für alleinstehende Mädchen und Frauen. 2. Anstellung einer Gemeindegemeinschaft zur Unterstützung in der Krankenpflege und in der Armenfürsorge. 3. Unterstützung von bedürftigen Frauen und Mädchen.

Herr Pastor Hoepffner durfte der Versammlung ferner mitteilen, daß mit der Begründung eines Heims bereits ein bescheidener Anfang gemacht sei. Im Hause von Frau Hermine Müller, Rua Paula Mattos 91 stehe ein Zimmer, das für 2 Insassinnen freundlich ausmöbliert sei, bereits zur Verfügung und sei zur Zeit auch schon vergeben. Das Ergebnis einer von Damen unserer Kolonie privatim veranstalteten Lotterie sei zu diesem Zweck verwendet worden. Als einen nicht minder glücklichen Umstand, wenn auch mehr idealer Art, bezeichnete der Versammlungsleiter die Begründung der Frauenhilfe für Ausland in unserer deutschen Heimat, der sich auch der neue Verein anschließen möge, um an den Segnungen dieser Stiftung, die hauptsächlich Brasilien zu gute kommen soll, Anteil zu erhalten. Andererseits aber sei es auch eine Ehrenpflicht unserer Frauenwelt, dem neuen Unternehmen, das ganz in dem Rahmen der Bestrebungen des neuen Vereins falle, seine Sympathie durch korporativen Anschluß auszudrücken. — Endlich konnte Herr Pastor Hoepffner noch mitteilen, daß die zustimmenden Äußerungen aus allen Kreisen unserer deutschsprechenden Kolonie bereits so zahlreich eingelaufen seien, daß das Zustandekommen des neuen Vereins gesichert sei. Mit dem Wunsche, daß alle Frauen unserer Kolonie sich anschließen, und der Verein vielen Segen stiften möge, schloß der Vortragende seine Ansprache.

Man schritt nun weiter zur Beratung der Satzungen, die mit einigen Änderungen in der Fassung des vorliegenden Entwurfs angenommen wurden. Auf Befragen des Vorsitzenden erklärten sich alle

anwesenden Damen zum Eintritt in den Verein bereit, so daß nun gleich der letzte Punkt der Tagesordnung, Wahl des Vorstandes, erledigt werden konnte. Zur Vorsitzenden wurde Frau M. Stoltz, zur stellv. Vorsitzenden Frau Th. Rombauer gewählt; außerdem gehören noch 7 Damen und der Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde zum Vorstand. Nachdem Herr Pastor Hoepffner noch allen Anwesenden den Dank für ihr freundliches Erscheinen ausgesprochen hatte, sprach Herr Generalkonsul Münzenthaler das Schlußwort, in dem er seiner lebhaften Freude über das Zustandekommen des Frauenvereins Ausdruck gab und zugleich Unterstützung seiner Bestrebungen in sichere Aussicht stellte.

Leider hat sich herausgestellt, daß eine ganze Reihe der verschickten Zirkulare und Einladungen ihre Adresse nicht erreicht haben. Diejenigen Damen, die den Aufruf zur Gründung des Frauenvereins nicht erhalten haben und doch beitreten möchten, werden gebeten, Herrn Apotheker Marxsen, Rua da Alfandega 74 eine entsprechende Mitteilung zu machen.

Jubiläum der Deutschen Schule. Die Schule des Deutschen Hilfsvereins zu Rio de Janeiro begeht in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Aus kleinen Anfängen ist sie zu einer bedeutenden Anstalt emporgewachsen, als Wahrerin deutscher Sprache und Sitte, als Verbreiterin deutscher Kultur eine wichtige Aufgabe erfüllend. Wir werden demnächst aus der Feder des derzeitigen Direktors der Schule, des Herrn Pastor Hoepffner, eine eingehende Schilderung des Entwicklungsganges der Schule bringen und können uns daher heute mit diesem kurzen Hinweis begnügen. Die Jubiläumsfeier wird am nächsten Sonnabend, dem brasilianischen Unabhängigkeitstage, stattfinden, und zwar hat der Vorstand beschlossen, ein allgemeines deutsches Fest im Zoologischen Garten zu veranstalten, zu dem er alle Gönner und Freunde der Schule einlädt. Die Abfahrt mit Sonderwagen der Straßenbahn erfolgt um halb zehn Uhr von der Schule aus (Rua do Senado 247). Um halb elf Uhr soll der offizielle Teil der Feier beginnen, bestehend aus Prolog, Chorgesängen der Schüler, Ansprache, Reigen der Mädchen und Stabübungen der Knaben. Daran schließen sich dann Wett- und Unterhaltungsspiele, Preisschießen usw. Die Rückfahrt der Sonderwagen erfolgt um 5 Uhr nachmittags. Karten, die zum freien Eintritt in den Garten sowie zur Benutzung der Sonderwagen berechtigen, sind zum Preise von 2 Milreis in der Schule zu haben.

Einwanderung. Im Hafen von Rio sind während des Monats August 4862 Einwanderer angekommen.

Ein englisches Urteil über die deutsche chemische Industrie. In den „Times“ veröffentlichte Professor Henry Armstrong einen Artikel über die Herstellung künstlichen Gummis, anknüpfend an das Verfahren des Professors Perkins, das einige englische Blätter als epochemachend ausgegeben hatten. In diesem Artikel finden sich folgende interessanten Betrachtungen über die deutsche chemische Industrie.

„Die englischen Chemiker, sagt Professor Armstrong, haben keinen Anlaß zu besonderem Jubel, wenn sie im chemischen Laboratorium einen oder zwei Siege über die deutschen Chemiker davontragen. (Nota bene sind diese Siege nach dem Urteil nichtenglischer Fachleute höchst problematischer Natur. D. Red.) Wir haben Anlaß zu glauben, daß die deutschen Institute Prozesse kennen, die sie von Professor Perkins und seinen Verbündeten unabhängig machen. Außerdem sind die technischen

Hilfsmittel, über die die Deutschen verfügen, den unseren weit überlegen. Die Deutschen sind in der glücklichen Lage, über eine große Anzahl von Fabriken zu verfügen, die wahrhaftige Universitätslaboratorien sind, so die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., die Höchster vorm. Meister, Lucius & Co., die Badischen Anilin- und Sodafabriken usw. Zur Zeit verfügen die Engländer über kein einziges Unternehmen dieser Art. Als es sich vor etlichen zwanzig Jahren darum handelte, die Fabrikation der Anilinfarben zu entwickeln, da war es für die Firmen vom Range der obengenannten nur von untergeordneter Bedeutung, daß sie eine Million Lstrl. zur Vervollkommnung des Herstellungsverfahrens ausgeben mußten, um dann ihren Fabriken nur eine neue Sektion anzugliedern. Ebenso wird es mit dem künstlichen Kautschuk ergehen. Das Verfahren wird vervollkommnet werden, koste es was es wolle, und dann erhält die Fabrik eine neue Abteilung. Die deutschen Fabriken verfügen über eine außerordentliche Erfahrung und über ein Heer gut ausgebildeter und disziplinierter Arbeiter. Alle Arbeiten sind in vollkommener Weise organisiert, und die Ausbildung der Industrie des künstlichen Kautschuks ist für ein so vorbereitetes Volk eine Kleinigkeit. Bei uns Engländern kann diese Fabrikation nicht im Rahmen einer bestehenden Industrie aufgenommen werden, sondern muß „ab ovo“ und ohne Zusammenhang beginnen. Ihre Organisation muß ohne jede Hilfe von anderer Seite aufgebaut werden. Die Ausgaben für Vorbereitungsarbeiten werden sehr groß sein, und bei den ersten effektiven Arbeiten wird wieder viel Geld draufgehen. Wenn wir dann endlich Erfolg haben, welches wird unsere Lage sein? Die drei vergangenen Monate, die einen solchen Jubel bei uns verursachten, werden nutzlos geopfert sein, denn wenn wir fertig sind, dann wird zum mindesten eine deutsche Firma uns weit voraus sein und wahrscheinlich eine hervorragende Stellung auf dem Markte errungen haben.

„Was ist die Ursache dieser unserer Rückständigkeit? Unsere jetzige Inkompetenz auf dem Gebiete der Farbenindustrie ist die Folge nicht von wissenschaftlichen, sondern von kaufmännischen Mißerfolgen. Wir verlieren, weil wir rückständig sind. Unsere Schulen und Universitäten werden einzig und allein nach literarischen Gesichtspunkten geleitet. Wenn wir uns eine Stellung schaffen wollen, so können wir das nicht ohne Millionenopfer; aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Deutschen die Vorherrschaft auf dem Weltmarkt erlangt haben und überall viel billiger verkaufen als wir. Wenn wir unsere früheren Fehler wiedergutmachen wollen, müssen wir ein schweres Risiko übernehmen und viel Geld dran wenden. Fehler müssen immer irgendwie bezahlt werden. Vielleicht ist die Industrie des künstlichen Kautschuk eine Gelegenheit, die wir wahrnehmen sollen, aber wir müssen uns dabei über das Risiko klar sein! . . . Aber ist es überhaupt zweckmäßig, künstlichen Kautschuk herzustellen? Diese Frage hat in anbetracht der bereits errungenen Erfolge mehr als akademisches Interesse. Wenn wir ihn nicht fabrizieren, dann werden die Deutschen es tun, und sie tun es ja in Wirklichkeit schon.“ Man sieht, welche hohe Meinung der englische Chemiker vom Stande und der Leistung der deutschen chemischen Industrie hat.

Die Zustände im Packet-Zollamt haben sich in der letzten Zeit erheblich gebessert. Wir berichteten schon in der vorigen Woche, daß es uns gelungen ist, ein Paket im Zeitraum von vier Tagen aus dem Zoll zu bekommen. Wenn man bedenkt, wie lange man früher warten mußte und wie

lange es noch heute auf dem Güter-Zollamt dauert, muß man anerkennen, daß ein bedeutender Fortschritt gemacht worden ist. In dieser Woche ist es uns sogar gelungen, ein Zeitraum von zwei Tagen in den Besitz einer Sendung zu kommen, und zwar ohne daß wir irgendwie versucht hätten, die Zuverlässigkeit auszunutzen, die unsere Beamten im allgemeinen der Presse gern beweisen. Wir glauben, daß das eine sehr respektable Leistung der Beamten war. Freilich muß man ein wenig Geduld haben. Man darf nicht seine Nase eben mal in die Abteilung hineinstecken und dann gleich wieder weglaufen, weil zu viele Leute da sind. Und noch viel weniger darf man zu schimpfen anfangen, wenn man nicht in fünf Minuten abgefertigt wird. Die Beobachtungen, die wir bei beiden Gelegenheiten machten, haben uns zu der Ueberzeugung gebracht, daß das Paaketzollamt jetzt in Ordnung ist. Obwohl täglich im Durchschnitt 1000 Paakete einlaufen, bekommt jedes Paaket seinen bestimmten Platz an dem es leicht gefunden werden kann. Die Beamten strengen sich an, wozu sie von dem Abteilungsvorsteher mit Ausdauer und Energie angehalten werden. Dieser Herr ist pünktlich auf seinem Posten und unermüdlich, umsichtig und zuvorkommend tätig. Wir erkennen das um so lieber an, als wir bekanntlich bei einer früheren Gelegenheit sehr entschieden über die Zustände im Paaketzollamt klagen mußten. Sicherlich könnte die Abfertigung noch beschleunigt werden, aber dazu wäre eine Vereinfachung des überaus umständlichen und bureaukratischen Reglements nötig, und dazu mag

sich der Minister nicht entschließen, weil bekanntlich in unserer Verwaltung das System herrscht, alles durch möglichst viele Hände gehen zu lassen, damit die Beamten sich gegenseitig beaufsichtigen. In einer anderen Beziehung jedoch könnte der Minister auch ohne Aenderung des Geschäftsganges Abhilfe schaffen, durch Vermehrung der Conferenten nämlich. Jetzt sind zur Prüfung und Zollfestsetzung im ganzen nur drei Conferenten tätig. Das ist viel zu wenig, um so mehr, als die Herren gewissenhaft zu arbeiten scheinen. Ein Betrieb wie dieser erfordert mindestens sechs Conferenten. Mit dieser Zahl wäre es möglicher, die Paakete sogar in einem Tage abzufertigen, eben weil der sonstige Betrieb jetzt geregelt ist. Vielleicht entschließt sich der Finanzminister zu dieser Vermehrung der Conferenten, mit der er dem Handel und dem Publikum einen großen Dienst erweise.

Etwas zum Lachen.

Vorbereitung: „Heute habe ich den ersten Schritt zur Scheidung getan.“ — „Was hör' ich — sind sie denn verheiratet?“ — „Nee, aber ich hab' mich verlobt!“

Die reiche Braut: „... Deine Braut ist Dir von einem anderen weggeschnappt worden, während Du verreist warst? Aber, lieber Freund, ist das ein Wunder! . . . Wie kann man auch dreißigtausend ME. so lange ohne Aufsicht lassen!“

Caasa Edison.

S. PAULO

AVIS.

874

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen. --

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

.. von 65\$000 aufwärts ..

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Reflexion. Parvenü (zu seiner Gattin): „Wie die Zeit vergeht, Irma! Heute sind's schon wieder vierzehn Tage, daß mer adelig sind!“

Schade. „Ich habe eine neue Erfindung gemacht — einen Wortzähler. Gestern hab ich ihn meiner Frau in ihr Kaffeekränzchen mitgegeben.“ — „Und was war das Resultat?“ — „Geplatzt ist er!“
(Fliegende Blätter.)

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Auflösung der Steigerungs-Rätsel:

- 1. Kampf — Kämpfer. 2. Moos — Moser 3. Steig — Steiger.

Auflösung der Schach-Aufgabe:

- 1. S c 5 — a 4, T h 5 mal e 5, 2. D e 3 — d 3 matt. A. 1., K d 5 — c 4, 2. D e 3 — e 4 matt. B. 1., S a 3 — c 4, 2. S a 4 — c 3 matt. C. 1., beliebig, 2. S a 4 — b 6 matt.

Auflösung des Anagramms: Geier, Eiger, Riege.

Auflösung des Vexier-Bildes:

Bild auf den Kopf stellen. dann ist der Besitzer der Kamera zwischen Steinhaufen und Bäumen zu sehen.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

- A hatte r K, e K, e O, e 7, g K, g O, g 9, s D, s K, s 7. C hatte e W, r 8, r 7, e D, e 10, e 9, c 8, s 10, s 9, s 8.

Im Skat lagen g 7 und r D. Verlauf:

- I. 1. g K, g 10, r 7 (— 14). 2. s 8, s D, s O (— 28). 3. g O, g D, r 8 (— 42). 4. s 10, s K, r 10. 5. g W, e W, r K (— 50). 6. e D, e 7, r O.

Zuletzt mußte B noch 10 Augen abgeben (g 8, e 10, g 9).

II.

- 1. e K, g D, e 8. 2. g W, e W, g K (— 8). 3. s 8, s D, s O (— 22). 4. r K, r 9, r 8 (— 26).

Den Rest bekam der Spieler.

Auflösung des Rätsels: Schwamm.

Auflösung des Bilder-Rätsels: Verzeih ändern immer. Dir aber nimmer.

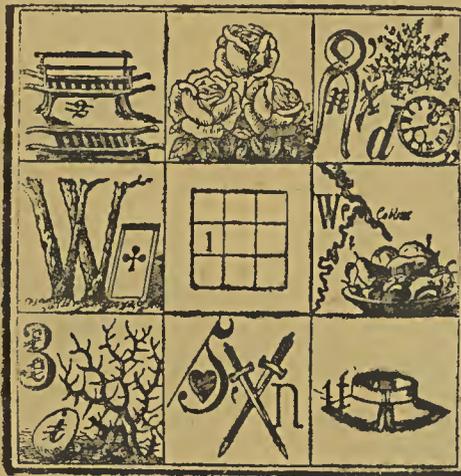
Neue Aufgaben.

Rätsel:

Die Kämpfer trag' ich in den Streit, Die Reisenden durch die Wüsten weit, Touristen gar den Berg hinauf, Sie trauen meinem sichern Lauf.

Ich bin kein Pferd und kein Kamel. Rätst du den Esel, rätst du fehl, Nennst Maultier und Maulesel dann. Sagst du die falsche Lösung an. Bin keins davon — 's scheint ohne Sinn — Und doch ist jedes, was ich bin! Und ist zu heiß dir dieser Braten, Kannst du mich auch verkehrt erraten, Fang an von vorn mich oder von hinten, So werd' ich stets dasselbe künden!

Rösselsprung-Rebus.



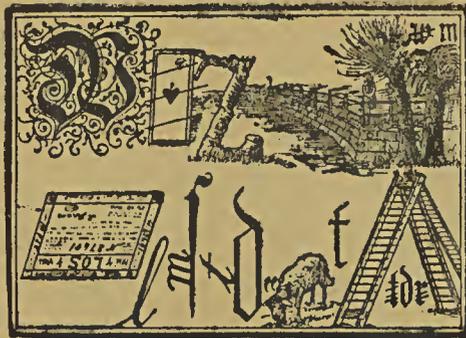
Ergänzungs-Aufgabe.

Fleck Ich Schlag Fluß Satz Nutz Strumpf Scheit Bier Knopf Gelb Schweif Dach Wahl Tür.

Einem jeden der vorstehenden einsilbigen Worte ist eins der nachfolgenden voranzusetzen, daß neue, und zwar zweisilbige Worte, daraus entstehen. Die Anfangsbuchstaben ergeben ein beliebtes Verkehrsmittel zur Sommerszeit.

Druck Ei Er Er Fett Glas Inn Nichts Nu Ort Rat Roß Strick Ur Zelt.

Bilder-Rätsel.



Skat-Aufgabe.

Von den Spielern D, E und F, die in der angegebenen Reihenfolge saßen, gewann ersterer Eichel Solo mit Schneider auf folgende Karten:

e W, g W, e K, e 9, e 8, r D, r 8, r 7, s D, s 10. In der Hinterhand (Reihenfolge E, F, D) hätte der Spieler einfach gewonnen, wenn F, herangekommen, Grün zog; wenn F dagegen Rot zog, mit Schneider verloren. In der Mittelhand endlich (Reihenfolge F, D, E) hätte er, wenn F Rot anspielte, mit Schneider gewonnen. E und F hatten gleiche Augenzahl in ihren Karten, letzterer in Grün und Rot dieselben Blätter. Im Skat lagen r W und e 7.

Wie waren die Karten verteilt? Wie wäre, wenn der Spieler in der Hinterhand saß, der für ihn günstige, wenn er in der Mittelhand saß, der für ihn ungünstige Gang des Spiels gewesen?

Ueber Vorhersage der Erdbeben

Von Rudolf v. Thering.

Während unseres vorjährigen Aufenthaltes in Europa im Kurorte Preblau, Kärnten in Oesterreich, lernten wir dort den königlichen Rat und Agramer Telegraphendirektor i. P., Adolf Vukovic, kennen, der sich seit Jahren mit Zuhilfenahme der Magnetnadel und der unmagnetischen Nadeln (Zink, Kupfer, Messing, Silber, Gold) zu seinem Vergnügen mit dem Studium der Vorzeichen der Erdbeben, Vulkanausbrüche und anderer kritischen Naturereignisse (Wetterstürze, Sturmkatastrophen, Grubenexplosionen) befaßt.

Die unmagnetischen Nadeln sind ähnlich der Magnetnadel in graduierten Gehäusen verwahrt. Die Glasdeckel der Nadeln werden mit einem Reibzeug gerieben, damit Reibungselektrizität hervorgerufen, und die dadurch mehr oder weniger erregten Nadeln für die Beurteilung vorkommender, obbezeichneter Ereignisse dienstbar gemacht.

Herr Vukovic hatte die Freundlichkeit, uns sein Schriftchen, „Erdbeben und Magnetnadel Wien 1899“ betitelt, zur Verfügung zu stellen, worin der ganze Vorgang seiner diesbezüglichen Beobachtungen und Studien enthalten ist.

In der Voraussetzung, daß der Inhalt des Schriftchens auch unseren Leserkreis interessieren könnte, wollen wir denselben in faßlicher Kürze nebst den Erläuterungen, die uns der Autor mündlich gegeben, nachstehend anführen.

Am 10. November 1880, nach der Tags vorher in Agram (Kroatien) stattgehabten Erdbebenkatastrophe, gelang es Vukovic beim zufälligen Abwischen seiner im Bürozimmer mit Schutt bedeckten Orientierungs-Bußole die Ablenkung der Nadel wahrzunehmen und seit dieser Zeit konsequent die Beobachtungen, als im Zusammenhange mit den Erdbeben stehend, fortzusetzen.

Diese seine Beobachtungen hat er im Laufe der Jahre an verschiedenen Punkten auch außerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie mit gleich günstigen Ergebnissen durchgeführt und sich zur Annahme veranlaßt gefunden, daß die Einflüsse auf die Nadel einer und derselben Quelle entspringen müssen.

Besonders interessant treten die Erscheinungen zutage bei Sonnen- und Mondesfinsternissen, ob nun dieselben bei uns wahrgenommen werden oder nicht, wo die Magnetnadel nebst großer Empfindlichkeit ein eigentümliches Verhalten zeigt und die Glasplatte zeitweise (zumeist vor und nach der Finsternis) wie geladen erscheint.

Bei den mehrmals des Tages vorgenommenen Versuchen fiel es Vukovic auf, daß die Magnetnadel nicht immer gleiche, sondern verschiedenartige Bewegungen vollführt. In der Regel bewegt sich die Nadel in jener Richtung vorwärts, in welcher die Glasplatte gerieben wird. Hierdurch wird manchmal die Erzielung der höchsten Empfindlichkeit, 360 Grade im Kreise herum bis zur oft inmitten der Versuche plötzlich gänzlichen Unempfindlichkeit der Nadel dokumentiert.

Zum richtigen Verständnis des Vorganges wird folgendes bemerkt:

Vukovic reibt das Glas mit einem mit Leder überzogenen Glasknopf in der Regel von links nach rechts an der Peripherie, der Richtung des Uhrzeigers folgend, etliche Male. Haftet eine der beiden Spitzen auf der Grundplatte, neutralisiert er das Glas durch Auflegen der Hand, beobachtet dabei die Rückkehr der Nadel zur Ruhelage. Zuletzt betupft er mit dem Zeigefinger das Glas oberhalb

der Spitzen rasch hintereinander behufs Konstatierung etwa noch vorhandener Spannungen, die oft starke Rückschläge der Spitzen resp. Haftenbleiben oder Springen der Nadel sogar in die entgegengesetzte Richtung des Reibens verursachen. Alle diese Momente werden genau verzeichnet. Für die Bewegung der Nadel in östlicher Richtung gilt das Plus-, für westlich das Minuszeichen.

Als den Erdbeben vorangehende Erscheinungen zeigten sich:

1. Größte Empfindlichkeit und Unruhe der Nadel;
2. Schleifen der Spitzen in entgegengesetzter Richtung des Reibens und hartnäckiges Haften der Nadel;
3. Widerstreben der Vorwärtsbewegung, Schnellen der Nadel in ihre Ruhelage, mitunter oft starres Verhalten außerhalb der Ruhelage;
4. Inklinieren der Südspitze;
5. Ablenkung der Nordspitze nach links, wenn das Glas nach rechts gestrichen wird und träges Zurückkehren in die normale Lage; und
6. Plötzliche Unempfindlichkeit der Nadel.

Besonders in den Sommermonaten manifestiert sich diese Unempfindlichkeit zwischen Juni und September. Sie wiederholt sich aber jährlich nie gleich und zeigt hierdurch auffallende Veränderlichkeiten.

In den Jahren 1899—1910 hat dagegen Vukovic einer statistischen Zusammenstellung zufolge die Empfindlichkeiten in den Monaten Januar, Februar, März, dann teilweise November, ferner Dezember nachzuweisen vermocht, während in den übrigen Monaten, wie vorherührt, die Unempfindlichkeiten prävalierten.

Die wenigsten Unempfindlichkeiten zeigten sich im Hochsommer in den Jahren 1905, 1908 und 1909.

An diese Daten reihen sich wieder die größten Unruhen der Magnetnadel (180 bis 360 Grad) in den Jahren: 1901 August bis Oktober (15 Mal), 1902 April und anfangs Mai (25 Mal), 1903 August und November (10 Mal), 1904 Mai, Juni und August (6 Mal), 1905 April und Oktober (14 Mal) an. Seit dem Jahre 1905 hat Vukovic über Anregung des seither verstorbenen Wiener Physikers Dr. James Moser, wie es auch aus dem technisch-naturwissenschaftlichen Teile der „Zeit“, Nr. 1972 vom 20. März 1908, hervorgeht, seine Versuche auch auf unmagnetische Nadeln mit gleich günstigem Erfolge ausgedehnt.

Der eigentliche Zweck war darzutun, daß auch diese Nadeln beim Reiben der Glasplatte Ablenkungen erfahren werden und hiervon sofort ausgeschaltet werden können, wenn nach Analogie des Faraday'schen Käfigs ein messingenes Drahtnetz zwischen das Glas und die Nadel zwischengefügt wird. In der Tat wurde damit festgestellt, daß weniger der Magnetismus der Nadel als vielmehr die im Glase hervorgerufene, von der luftelektrischen Variation abhängige Reibungselektrizität die die Nadel beeinflussende Triebfeder bildet.

Im Wesen nimmt Vukovic nun an, daß die Auslösung der Erdbeben als auf der Variation des elektrischen Zustandes der obersten Atmosphärenschicht und der hierdurch influenzierter Erdkruste beruht.

Alle seine diesfälligen Versuche hat Vukovic seit 1905 streng hygrometrisch durchgeführt und dabei die Beobachtung gemacht, daß die Nadeln oft noch bei 90 Prozent relativer Luftfeuchtigkeit reagieren.

Eine bemerkenswerte Erscheinung tritt bei den unmagnetischen Nadeln nach erfolgter Neutralisation zutage. Es kommt nämlich vor, daß einzelne Nadeln ohne jedes Zutun von selbst nach und nach ihre durch ein Holzstäbchen markierte Stellung um einige, oft sogar viele Grade rechts oder links ver-

ändert haben. Diese Erscheinung könnte sich dadurch erklären lassen, daß die im Glase zurückgebliebene Reibungselektrizität, wie schon vorne angedeutet, aus den obersten Luftregionen beeinflusst worden sei. Da die unmagnetischen Nadeln (derzeit Zink, Kupfer, Silber, Gold, Platin und Glas) nicht immer gleichmäßig ansprechen, muß gefolgert werden, daß daran weniger das spezifische Gewicht die Schuld trägt, als vielmehr die Natur der Metalle und Stoffe, woraus sie bestehen, die Ursache ist.

Zur Bekräftigung resp. Würdigung dessen diene nachstehender Artikel der „Zeit“ vom 6. Januar 1911 als Beispiel:

Zur Erdbebenkatastrophe in Zentralasien. — Der Agramer Telegraphendirektor i. P., königl. Rat Adolf Vukovic, der schon wiederholt sehr interessante seismische Beobachtungen gemacht hat, sendet uns folgende Mitteilungen: „Auch vor der jüngsten Erdbebenkatastrophe in Zentralasien haben meine Beobachtungen mit der Magnetonadel und den unmagnetischen Nadeln (Kupfer, Messing, Silber, Gold) auf das kommende Beben hingewiesen. Am 2. ds. habe ich an den Nadeln bereits die auffälligste Unruhe beobachtet. Schon um 6 Uhr früh fand ich, daß die unmagnetischen Nadeln von selbst über Nacht ihre markierte Stellung um viele Grade, bei Messing Plus 90 Grad, verlassen haben und bei bloßer Berührung des Glasdeckels einzelne sofort ansprachen. Die Kupfernadel fiel durch ihr Kriechen und durch ihr eigentümliches Verhalten nach rechts und nach links beim bloßen Berühren des Glases auf; die Silbernadel aber durch ihr Raseln und plötzliches Springen im Kreise herum. Die Magnetonadel machte sich durch starke Rückschläge der Spitzen bei der Neutralisierung bemerkbar, so daß auf ein kritisches Naturereignis mit Sicherheit geschlossen werden mußte. Vom 24. Dezember bis jetzt sind die Nadeln unausgesetzt mehr oder minder unruhig. Am 3. ds. habe ich bei der konstatierten, großen Erregtheit der Nadeln um 10 Uhr nachts Versuche im Finstern angestellt, ob und in welchem Grade beim Reiben des Glases ein Aufleuchten wahrzunehmen sei. Während bei einzelnen Nadeln die elektrischen Funken kaum wahrzunehmen waren, beobachtete ich bei der Silbernadel büschelförmiges Entströmen elektrischer Funken. Es scheint also, daß die Natur der Metalle, aus denen die Nadeln bestehen, hier entscheidend sei. Eine Ueberprüfung durch Fachgelehrte würde sich empfehlen.“

Die letzte Veröffentlichung über die Katastrophe in Kalifornien fand im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 17. Oktober 1911 statt, die der Beachtung weiterer Kreise nicht unwert erscheint. Dieselbe lautet:

„Das Erdbeben.“ Ueber die jüngste Erdbebenkatastrophe erhalten wir vom Professor Nik. Tschu folgende interessante Mitteilung: Der ehemalige Telegraphendirektor, königlicher Rat Adolf Vukovic, der mit seinen außerordentlich einfachen und sehr empfindlichen Apparaten schon seit Jahren Erdbebenkatastrophen aus den weitesten Entfernungen als Erster wahrgenommen hat, konnte auch diesmal das gewaltige Naturereignis in Kalifornien am Tage voraus feststellen. In einem Briefe desselben vom 11. ds., 7 Uhr abends, heißt es nämlich: Meine Magnetonadel ist heute Vormittag irritiert und weist auf Erdbeben. Die Messingnadel aber überbot alles bis nun Dagewesene, fast durch zehn Minuten oscillierte dieselbe, bald im Kreise nach rechts, dann etliche Grade nach links usw., daß ich mein Staunen nicht unterdrücken konnte. Was folgen wird: Vederemo! Am 13. ds. kam dann tatsächlich die telegraphische Nachricht von dem verheerenden Un-

glücksfalle, welchem 600 Menschen zum Opfer fielen.“

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß das starke Anschlagen der Nadelspitzen eine verhältnismäßig größere Nähe der durch ein Naturereignis bedrohten Gegend anzudeuten pflegt, während die größere Entfernung durch das pathetische Auf- und Abschwanken der Nadel gekennzeichnet wird. So viel wir in Erfahrung gebracht haben, wird über die betreffenden Beobachtungen und Studien Vukovic's eine eingehende Kritik nicht lange auf sich warten lassen, wovon wir auch unsere Leser seinerzeit verständigen werden.

Aus aller Welt.

Deutsche Kohlenproduktion. Der Bericht des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats für das erste Halbjahr 1912 weist wiederum beachtenswerte Rekordzahlen auf, die auf eine Hochkonjunktur der Industrie schließen lassen. Die Förderung von Kohle auf den Syndikatszechen betrug, auf den Arbeitstag berechnet, in diesem Halbjahr 301.690 Tonnen, d. h. täglich 9631 Tonnen mehr als im ersten Halbjahre 1911. Die Gesamtförderung der Syndikatszechen betrug im ersten Halbjahr 1912 fast 45 Millionen Tonnen oder 31/3 Prozent mehr als im ersten Halbjahr des Vorjahres. Dieser Aufschwung setzte bereits im November vorigen Jahres ein und hat trotz des Streiks im März eine immer schärfere Ausprägung erhalten.

Das kleine Fürstentum Liechtenstein feierte kürzlich mit glanzvollen Festessen den 200-jährigen Bestand seiner reichsunmittelbaren Selbstständigkeit. Vor 200 Jahren, anno 1712 hatte ein Ahnherr des heute regierenden Fürsten Johan II. von Liechtenstein, Fürst Hans Adam, die um 290.000 Gulden erworbene Herrschaft Vaduz an die 13 Jahre vorher von dem Grafen v. Hohenembs angekaufte Herrschaft Schellenberg angegliedert und damit die von ihm angestrebte Reichsunmittelbarkeit erlangt. Fürst Hans Adam ist daher der eigentliche Gründer des nachmaligen Reichsfürstentums Liechtenstein und das Jahr 1712 das eigentliche Gründungsjahr. Sieben Jahre später bestätigte Kaiser Karl VI. die Erhebung der vereinigten Herrschaften Schellenberg-Vaduz zum reichsunmittelbaren Fürstentum.

Ein Heim für Musikstudierende. Ein Heim für Musikstudierende soll nach Londoner und New Yorker Muster auch in Berlin errichtet werden. In den neuen Hallen sollen Musikstudierende sowie Lehrer und Lehrerinnen passende Räume finden, wo sie ungestört üben und Stunden geben können. Das Heim soll mit zahlreichen Übungszimmern und Klavieren ausgestattet werden, in denen gegen geringes Entgelt Jünger der Musik Gelegenheit haben sollen, ungestört zu üben, ohne Mietern und Nachbarn Aergernis zu bereiten. Es soll zu diesem Zweck ein Haus im Westen Groß-Berlins angekauft werden. An der Spitze des Unternehmens, das in Form einer Genossenschaft m. b. H. gegründet werden soll, steht ein bekannter amerikanischer Pianist.

Gegen das neue Wahlgesetz in Frankreich hat sich unter Führung des früheren Ministerpräsidenten Clemenceau eine energische Opposition erhoben, wie folgende pariser Mitteilungen ersehen lassen: Die von den Herren Clemenceau und Combes einberufene Protestversammlung gegen das Proportionalwahlgesetz war von etwa 140 Senatoren besucht. Die Versammlung beschloß fast ein-

stimmig, eine Kommission von etwa 30 Mitgliedern zu ernennen, welche die Fragen der Proportionalvertretung und des allgemeinen Wahlrechts untersuchen soll. Der Kommission, die sofort gebildet wurde, gehören 19 ehemalige Ministerpräsidenten und Minister an, unter ihnen Clemenceau, Combes, Monis, Sarrien, Pelletan, Stephen, Pichon, de Selves, Doumergue, Coulyba, Bienvenu-Martin. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht hat das Protestkomitee nun doch ein großes Manifest gegen die Wahlreform veröffentlicht. Das Manifest stammt aus der Feder Clemenceaus und macht überall starken Eindruck, dem sich auch die Proportionalisten nicht entziehen können. Das Schriftstück beginnt mit den Worten: „Die Feinde unserer Einrichtungen, die Reaktionäre und die Revolutionäre, die das Budget verweigern, verbünden sich am hellen Tage, zu einem Unternehmen, das eine angebliche Wahlreform bringen soll, das in Wirklichkeit aber gar nichts anderes ist als ein Attentat gegen das allgemeine Stimmrecht. Wie bei dem boulangistischen Abenteuer strömen alle Unzufriedenen, alle Enttäuschten, alle Ehrgeizigen in der Hoffnung auf einen profitablen Zusammenbruch herbei. Wie bei dem boulangistischen Abenteuer läßt sich eine Anzahl Republikaner von der Bewegung mitreißen. Sie treten dieser Koalition bei, die auf Gewaltstreichere wartet, und die inzwischen die Nachkommen der großen Revolution niederzuzwingen sucht, und die Regierung, welche die Reform nur mit einer republikanischen Majorität machen wollte, nimmt die Unterstützung der schlimmsten Feinde der Republik an. Man wagt, ernsthaft zu behaupten, daß es sich um eine Vertretung der Minderheiten handelt. Die Minderheiten sind schon jetzt in der Kammer so stark vertreten, daß sie die Regierung gefangen nehmen könnten.“ Das Erscheinen des Manifests gegen die Wahlreform, das Clemenceau im Auftrag der Gegner der Reform ausgearbeitet hat, wird in der ganzen Presse lebhaft besprochen. Selbst konservative Blätter, die, wie der „Figaro“, für die Reform sind, sprechen mit Achtung von der Energie und der Beredsamkeit des Dokumentes. Die augenblickliche Wirkung auf das Land wird groß sein, aber man wird abwarten müssen, ob diese augenblickliche Wirkung drei Monate politischer Ruhe, die der Ernte in Feld und Weinberg gewidmet sind, überdauern wird. Bis zum Oktober kann sich vieles geändert haben.

Der Tod eines berühmten Schwimmers hat in England großes Aufsehen erregt. Harry Roberts aus Denbighshire in Wales, der wegen seiner hervorragenden Kunstfertigkeit im Schwimmen und Tauchen unter dem Namen „die menschliche Otter“ bekannt war, hatte angekündigt, daß er von einer 50 Fuß hohen Brücke, die bei Llanwin den Conway überspannt, mit Kopfsprung ins Wasser hinabtauchen werde. Eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich eingefunden, um dem Schauspiel beizuwohnen, und in der Tat führte Roberts seinen gewagten Sprung aus. Er kam zum Entsetzen der Zuschauer aber nicht wieder zum Vorschein, sondern ertrank aus einer noch nicht festgestellten Ursache.

Photographischer Kunstsalon zu Gent 1913. Anateure, die sich gerne an Ausstellungen beteiligen, dürfte es interessieren, daß gelegentlich der allgemeinen Weltausstellung von Gent im Jahre 1913, die „Association Belge de Photographie“ einen photographischen Kunstsalon einrichten wird, der zum ersten Male seit Bestehen der Photographie auf gleiche Stufe mit den Schönen Künsten im allgemeinen gestellt wird. Den Bestimmungen, die uns zugegangen sind, entnehmen wir, daß der Kunstsalon im Ausstellunggebäude gelegen, und vom 27.

April 1913 bis zum Schlusse der Ausstellung geöffnet sein wird. Es werden nur Werke rein künstlerischen Charakters angenommen; jedes Bild soll einzeln eingerahmt oder auf Karton unter Glas aufgezogen sein. Name und Adresse des Einsenders sowie Titel des Bildes sollen auf der Rückseite angebracht werden. Weitere Angaben sind nicht gestattet. Die Größe der Bilder ist beliebig. Jeder Aussteller darf nicht mehr als 6 Werke einsenden, die auch schon vorher ausgestellt sein dürfen. Platzmiete oder sonstige Gebühren werden nicht eingehoben; die Aussteller haben nur den Transport hin und zurück zu tragen. Gesuche um Zulassung sind bis zum 1. Januar 1913 an den Sekretär der Association, place royale 3, in Brüssel zu richten, worauf die entsprechenden Formulare übersandt werden. Der äußerste Einlieferungstermin ist der 25. März 1913. Die Rücksendung findet nach Schluß der Ausstellung statt.

Eine Ehescheidungsstatistik. Nach neuen statistischen Angaben über die Anzahl der Ehescheidungen in Europa marschiert die Schweiz in der Anzahl der aufgelösten Ehen an der Spitze: auf 100.000 Einwohner entfallen jährlich nicht weniger als 43 Scheidungen. Es folgen dann der Reihe nach: Frankreich mit 33 Scheidungen auf 100.000 Einwohner, Dänemark mit 27, Preußen mit 21, England mit 17, Norwegen mit 15, Holland und Belgien mit 14, Bayern mit 13, Schweden mit 10, Oesterreich mit 8 und Finnland mit 6 Ehescheidungen auf gleichfalls 100.000 Einwohner.

Eine deutsche Hochschule in der Türkei? Die Begründung einer deutschen Hochschule in der Türkei wird jetzt von dem deutschen Vorderasiatenkomitee zur Diskussion gestellt. Man erhofft dabei die Unterstützung der deutschen Reichsregierung wie die Mitarbeit deutscher wissenschaftlicher und industrieller Kreise. Durch die günstige Aufnahme der von Dr. Jaecky im Jahre 1911 geführten türkischen Studienkommission von seiten wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Kreise wurde ein reges Interesse für die Zusammenarbeit türkischer und deutscher Kulturbestrebungen bekundet. Seitdem England in dem Robert College in Konstantinopel ein Bildungsinstitut besitzt, das jährlich Hunderte von Angehörigen des Ottomanischen Reiches mit englischer Geistes- und Wirtschaftswelt verknüpft, seitdem gleichfalls die Franzosen mit der Université Saint Joseph in Beirut und die Amerikaner mit dem Syriam Presbyterian College an gleicher Stelle durch Jahrzehnte bereits einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Einfluß auf Verbreitung europäischer Bildung genommen haben, erwächst für Deutschland unbedingt die Pflicht, sich solchen weit ausschauenden Plänen anderer Nationen würdig an die Seite zu stellen. Wer die Tätigkeit dieser Bildungsinstitute in der Nähe beobachtet hat, gelangt zu der Erkenntnis, daß die Ausbreitung wirtschaftlichen Einflusses jener Nationen durch solche Zivilisationsarbeit außerordentlich gefördert worden ist. Eine deutsche Hochschule, die davon absieht, ihre Bildungsbestrebungen mit religiöser Propaganda in Verbindung zu bringen, wird wahrscheinlich die Sympathie aller mohammedanischen und christlichen Kreise der Türkei gewinnen. Ein dieser Hochschule angegliedertes islamisches Institut, das ähnlich den in Rom und Athen bestehenden deutschen archäologischen Instituten sich der Archäologie, Kunst- und Kulturgeschichte widmet, würde der Islanforschung bedeutenden Gewinn bringen.

Die eigene Mutter ermordet und beraubt. In dem Dorfe Brätz bei Schwiebus erschlug der 18jährige Sohn der Witwe Dewald seine Mutter

mit einem Beil und raubte ihr 1900 Mark, die sie unter ihrem Kopfkissen verborgen hielt. Der Berliner Polizei gelang es, den Mörder in Berlin zu verhaften. Bei der Vernehmung legte der Täter ein vollständiges Geständnis ab. Dewald, der vor wenigen Wochen 18 Jahre alt geworden ist, hat kürzlich seine Lehrzeit bei einem Malermeister beendet und ist Geselle geworden. In Schwiebus bat ihn einer seiner Freunde um ein Darlehen von 800 Mark. Da Dewald über eine solche Summe natürlich nicht verfügte, nahm er sich vor, das Geld von seiner Mutter zu verlangen. Seine Mutter lehnte jede Geldforderung ab; im Schlafe hat er sie dann mit einem Beile ermordet und um 1900 Mark beraubt.

Die neuen Operetten. Ein paar Wochen noch, dann hebt wieder die Saison an, die Saison, mit den „neuen Schlagern“, die zuweilen nicht einschlagen, sondern umschlagen. Wer wissen will, wo die „letzte Feile“ an die nahenden Meisterwerke gelegt wird, der muß sich nach den österreichischen Bädern begeben. In Ischl, der Sommerresidenz Kaiser Franz Josephs, sitzen mit ihren Librettisten die drei Könige des Operettenmarktes: Leo Fall, Oskar Strauß und Franz Lehár. Der erste von ihnen hat eine, der zweite zwei und der dritte gleich drei Operetten in Arbeit . . . In Gmunden arbeitet Jarno, der Komponist der „Fürstenerchrist“ und des „Musikantenmädel“, der eine neue Operette für Hansi Niese schreibt, deren Regiebuch bereits Gmunden von Jarno, der Niese und Franz Groß, dem Oberregisseur des Berliner Theaters des Westens ausgearbeitet wird. In Gmunden ist auch Karl Goldmark tätig, der mit den Librettisten Willner und Bodanzky eine neue komische Oper schreibt. Der Schlager des Berliner Metropoltheaters, den in diesem Jahre Rudolf Nelson komponiert, entsteht in Karlsbad. Charakteristisch wäre es (wenn es kein Zufall ist), daß Jean Gilbert, der von den neuen Schlagerkomponisten den meisten preußischen Einschlag hat, kein österreichisches Bad aufgesucht hat, sondern seine Arbeiten für den Winter an der Nordsee in Westerland, fertigstellt.

Verbrecherkampf bei Krakau. Eine Banditenschlacht hat sich bei der Station Takowa zgetragen. Um 2 Uhr nachmittags erhielt die Polizeiwache des Takowaer Bahnhofs die Nachricht, daß zwei verdächtige Individuen den Abendzug benutzen würden. Vor Abgang des Zuges nach Tazelinie kamen tatsächlich zwei Personen und stiegen in den Zug ein. Kurz vor Abgang des Zuges begab sich ein Polizeikommissar mit einem Beamten in den Wagen und forderte die beiden auf, sich zu legitimieren. Da sie weder einen Paß noch sonst Legitimationspapiere bei sich hatten, forderte sie der Beamte auf, auszusteigen und mit ihm auf die Polizeiinspektion zu kommen. Beide erklärten nun, Roman Mielenk und Josef Josefowitsch zu heißen und aus Lodz zu stammen. Als der Zug von Takowa sich in Bewegung setzte, machte Mielenk einen Sprung auf das Gleis, um in den abfahrenden Zug zu springen. Gleichzeitig hatte sich auch Josefowitsch von der Eskorte losgerissen. Als Mielenk des Polizeiofficials Schritter ausichtig wurde, feuerte er gegen ihn vier Revolverschüsse ab, durch die Schretter verwundet wurde. Als Mielenk sah, daß er von allen Seiten von Gendarmen und Polizisten umzingelt war, blieb er stehen und feuerte aus seinem Mausergewehr auf seine Verfolger zahlreiche Schüsse ab, von denen aber keiner traf. Dann begann er aus einem zweiten Mausergewehr zu schießen und zog schließlich einen Revolver hervor, mit dem er sich eine Kugel in die Schläfe jagte. Er stürzte blutüberströmt ins Wasser. Die Gendarmen zogen ihn heraus und schafften den Verbrecher, bei dem

noch 400 Patronen gefunden wurden, in das Spital, wo die Verletzungen als tödlich erkannt wurden. Während dieser Vorgänge war Josefowitsch über das Feld geflüchtet, von einer großen Zahl von Gendarmen verfolgt. Als er keinen Ausweg mehr sah, blieb er stehen und jagte sich selbst eine Kugel in die Lungen. Er war sofort tot.

Italienische Deputierte beim Glücksspiel verhaftet. Auf Anordnung des Ministerpräsidenten Giolitti schlossen 100 Gendarmen aus Alessandria in dem Badeorte Montecatini di Val di Nievole (Italien) die Spielsäle. Unter den sistierten Spielern befanden sich der Unterstaatssekretär des Schatzamtes Pavia, sowie die Deputierten Arrivabone, Toso und Casciani, die sich in Begleitung mehrerer Halbweltdamen und eleganter Spieler in den Spielsälen aufhielten. Zwischen Pavia und der Polizei soll es zu einer erregten Szene gekommen sein. Auch der Inhaber des Kurhauses, Ritter Lurati, wurde verhaftet.

Tausch, der Spitzelzüchter. Am 7. August ist Eugen v. Tausch, der frühere Berliner Kriminalkommissar, im Alter von 68 Jahren in Bad Aibling, wo er seinen Lebensabend zubraachte, verschieden. Der Tod des Herrn v. Tausch weckt die Erinnerung an die Vorgänge, die vor 16 Jahren das größte Aufsehen erregten, an die Enthüllungen über die verrotteten Zustände in der Berliner politischen Polizei, die dadurch die bekannten Prozesse v. Lützow-Leckert und den sich daran anschließenden Meineidprozeß v. Tausch in den Jahren 1896 und 1897 als ein Herd der schlimmsten politischen Intrigen entlarvt wurde. Kriminalkommissar v. Tausch war die Seele dieser Intrigen. v. Tausch war im Jahre 1879, nachdem er aus der bayrischen Armee ausgeschieden war, in die Berliner Schutzmannschaft eingetreten und wurde einige Jahre später, als die politische Polizei eine selbständige Abteilung geworden war, Kriminalkommissar in dieser. Hier trat er sehr bald in den Vordergrund und entfaltete durch Ausbildung eines skrupellosen Spitzeltums eine höchst unheilvolle Tätigkeit. Indiskretionen aller Art und gehässige Verdächtigungen gegen die höchsten Staatsbeamten selbst, sogar allerhand Gerüchte über den Kaiser wurden, wie später festgestellt worden ist, durch diese politischen Agenten und Lockspitzel verbreitet, zu denen auch der berüchtigte Normann-Sehmann gehört hat, und v. Tausch wußte seine Leute gegen alle Verfolgungen zu schützen, wie er ebenfalls selbst gegen die Minister geschützt blieb, bis endlich das Treiben seiner Agenten Leckert und v. Lützow dem Faß den Boden ausschlug und die gerichtliche Klarstellung dieser Treibereien zur Folge hatte, die dann auch die Stellung von Tauschs unhaltbar machte. Es ergab sich, daß die Minierarbeit des Herrn v. Tausch und seiner Hintermänner, die leider nicht ebenso öffentlich festgestellt werden konnten, mit Erfolg gegen verschiedene Kanzler, Hohenlohe und Carpivi, gerichtet waren, ebenso gegen Minister und Staatssekretäre. Sogar sein oberster Chef, der damalige Minister v. Köller, blieb davon nicht verschont; er hatte sich Tauschs Haß dadurch zugezogen, daß er nicht ihn zum Polizeirat als Nachfolger des Polizeirats Crüger gemacht, sondern dem Polizeirat Eckardt aus Frankfurt diesen Posten übertragen hatte. So wurden durch die Polizeispitzel sowohl v. Köller wie der Kriegsminister Bonsart v. Schellendorf verdächtigt, Indiskretionen in Bezug auf die Militärstrafprozeßreform begangen zu haben, und ebenso wurde dem Staatssekretär Frhr. v. Marschall in Presseartikeln, die von Polizeiagenten lanciert waren, Hetzartikel gegen andere hohe Staatsbeamte zugeschrieben. Das Intrigenspiel deckte der vorher

erwähnte Prozeß gegen die Polizeispitzel Leckert und v. Lützwow auf. Das zweideutige Verhalten v. Tauschs in diesem Prozeß zog dem Kriminalkommissar einen Meineidsprozeß zu, der zwar mit seiner Freisprechung endete, aber doch über die böse Rolle, die er gespielt hatte, keinen Zweifel ließ. Ein Disziplinarverfahren schloß sich an, das mit seiner zwangslosen Pensionierung mit 11/12 der ihm zustehenden Pension endete.

Die Entdeckung einer Opiumhöhle auf dem Montmartre in Paris zeigt von neuem, wie tief die aus Asien übernommene Unsitte des Opiumrauchens bereits in das französische Volk eingedrungen ist. Erst kürzlich wurde in einer kleinen Garnison ein unerhörter Verbrauch an Opium festgestellt, in Toulon erschloß sich ein Seeoffizier, weil er seine Geliebte, die eine Opiumhöhle innehatte, nicht vor den Richtern bewahren konnte, und jetzt wurde in Paris der Apotheker Auguste Fabre wegen heimlichen Verkaufs von Opium, Kokain, Morphinum und dergleichen Giften zu 25 Tagen Gefängnis verurteilt. Gleich darauf entdeckte die Sicherheitspolizei, daß Fabre trotz seiner Verurteilung auf dem Montmartre eine Opiumkneipe eingerichtet hatte. Ein Polizeikommissar drang in das Haus ein und fand dort eine größere Gesellschaft von jungen Männern und Frauen, die nach chinesischer Sitte auf dem Boden saßen und aus kleinen Pfeifen Opium rauchten.

Die Meuterei unter den Matrosen der russischen Ostseeflotte wird in einem in Petersburg begonnenen Prozeß gegen 67 Matrosen der russischen Kriegsmarine grell beleuchtet. Obwohl die Verhandlung zwischen verschlossenen Türen geführt wird, ist aus der Anklageschrift doch ersichtlich, daß im Jahre 1910 auf dem Schulschiff „Dwina“ eine revolutionäre Organisation entstanden ist, die sich später auf alle Kriegsschiffe der Ostseeflotte ausbreitete und namentlich auf dem „Rurik“ und dem „Cäsarewitsch“ zahlreiche Anhänger fand. In dieser dero im nächsten Jahre sollte eine allgemeine bewaffnete Erhebung der ganzen Ostseeflotte stattfinden, welche die vor einigen Jahren in der Schwarzenmeerflotte erfolgte Meuterei weit in den Schatten stellen sollte. Die jetzigen Angeklagten beabsichtigten sogar, Petersburg zu beschließen und eine eigene Militärkandidatur einzusetzen.

Das Privatvermögen des japanischen Kaiserhauses. Das japanische Kaiserhaus ist im Besitze eines erheblichen Privatvermögens. Die Gesamthöhe dieses Vermögens wird auf 500 bis 700 Millionen Yen berechnet. Ein Yen hat ungefähr den Wert von 4,18 Mark. Das Barvermögen des Kaiserhauses beträgt etwa 160 Millionen Yen. Es verteilt sich auf den Besitz von Aktien an vier Banken: der japanischen Reichsbank, von der das Kaiserhaus 96.660 Aktien besitzt, der Speziebank (60.400 Aktien), der Industriebank (10.000 Aktien) und der Bank von Formosa (2522 Aktien); an der Nippon-Yusen-Khish (80.550 Aktien), der Elektrizitätsgesellschaft Tokio (5839 Aktien), der Gasgesellschaft Tokio (2000 Aktien), der Fuji-Papiergesellschaft (10.000 Aktien), der Großjapanischen Seeproduktengesellschaft (500 Aktien), der Orientalischen Kolonisationsgesellschaft in Korca (5000 Aktien), an zwei Schiffahrtsunternehmungen und am Imperial-Hotel in Tokio. Die Aktien repräsentieren im ganzen einen Wert von etwa 100 Millionen Yen. Dazu kommen 20 Millionen Yen in Kriegsanleihe-Obligationen, 27.422 Aktien der alten japanischen Staatsbahn und 27.699 Aktien der Hokkaido-Tanko-Gesellschaft. Wie groß die jährlichen Einnahmen aus diesem Vermögen sind, läßt sich natürlich nicht berechnen. Hierzu kommt das unbewegliche

Vermögen des Kaisers, das mit 400 bis 500 Millionen Yen angenommen wird. Es besteht aus 2.058.000 Cho Wäldern (1 Cho gleich 99,17 Ar) und 149.000 Cho Ländereien usw. Außerdem gehören zum kaiserlichen Haushalt noch 594 Cho Parkgründe an den kaiserlichen Palästen und anderen Gebäuden, die sich auf 253 verschiedene Orte verteilen. Die Gebäude und Paläste mit ihren außerordentlich wertvollen Einrichtungen und Sammlungen stellen gleichfalls ein sehr bedeutendes Wertobjekt dar. Dazu kommt noch die Yubari-Kohlenmine, die Eigentum des kaiserlichen Hauses ist. Die Einnahmen des Kaisers aus den Ländereien werden auf 1.120.000 bis 1.130.000 Yen geschätzt. Zu diesen privaten Einnahmen kommt dann das gesetzliche Einkommen des Kaisers aus der Staatskasse, das bis vor kurzem 3 Millionen Yen betrug. Vor wenigen Jahren wurde die Zivilliste des Kaisers auf Beschluß des japanischen Landtages auf 4½ Millionen Yen erhöht, obwohl der Kaiser einen dahingehenden Antrag des Hausministers anfangs energisch mit Rücksicht auf die durch den japanischen Krieg herbeigeführte schlechte Finanzlage abgelehnt hatte.

Die Enthüllungen im New-Yorker Polizeiskandal werden durch die kürzlich erfolgte Verhaftung des Polizeileutnants Becker unter der Anklage des Mordes an dem Spielhöllebesitzer Rosenthal im höchsten Grade sensationell. Nach dem Geständnis des berüchtigten Spielers Jack Rose hatte dieser auf Befehl Beckers und nach Zusicherung polizeilichen Schutzes vier Bowery-Apachen gedungen, die unter Aufsicht Roses und mehrerer Spielhöllebesitzer gegen ein Honorar von 10.000 Mark, wie es anfangs hieß, den Mord ausführten. Der Mordlohn wurde noch in der Mordnacht von den Banditen verspielt. Es steht fest, daß die Mörder nach der Tat unter dem Schutze der Polizisten entkamen. Bisher ist noch keiner von den Mordbuben verhaftet. Die Furcht vor den Apachen ist in New York so groß, daß mehrere geständige Spieler vor dem Staatsanwalt auf die Knie fielen mit der Bitte, er möge sie vor der Rache der Apachen schützen. Drei verhaftete Spieler hatten gegen Zahlung von 40.000 Mark Honorar den berühmten Anwalt Max Steuer zum Verteidiger gewonnen, dessen erste Handlung es war, seine Mandanten zum Geständnis zu bewegen, auf Grund dessen Becker verhaftet wurde. Das Schreckensregiment der Apachen in New York dauert fort. In der Nähe der Bowery versuchte ein berüchtigter Apache zwei Geschäfte zu berauben. In beiden Fällen schoß er die Ladeninhaber nieder, weil sie ihm Widerstand leisteten, und verletzte sie tödlich. Nach längerer aufregender Jagd durch die Straßen konnte er verhaftet werden. Bei der Feststellung seiner Persönlichkeit stellte sich heraus, daß es ein Individuum ist, das seit Monaten wegen des an dem Deutsch-Amerikaner Wilhelm Meseritz in Brooklyn begangenen Raubmordes gesucht wird.

Stiftung für ein deutsches Hospital. Eine amerikanische Dame in Kanton hat den in Hongkong praktizierenden deutschen Aerzten Müller und Justs testamentarisch 250.000 Mark zur Errichtung eines deutschen Hospitals am Platze ihrer Tätigkeit vermacht.

Frankreich und die Mode. In allen Fragen der Frauenmode beherrscht Frankreich unbestritten den Weltmarkt und streicht dafür nicht weniger als 150.000 Mark jährlich ein. Diese Rieseneinnahme verteilt sich nach Angaben des „Standart“ auf . . . 96.000 eigentliche Modefirmen, zu denen noch . . . 15.000 Lingeriefirmen und 4.000 Geschäfte kommen, 115.000 Geschäfte, die von der Nadel leben. In Paris die Stickereien usw. herstellen. Das sind im Ganzen

ris sind davon allein gegen 12,000 zu finden. Eine solche Riesenzahl von Modelhäusern beschäftigt natürlich eine entsprechend große Zahl von Angestellten. Ueber eine Million Menschen leben in Frankreich von der Mode. 75,000 Männer darunter verschwinden fast neben den 940,000 Frauen. Auch unter den Arbeitgebern überwiegen die Frauen in diesem Berufe bei Weitem: unter den 140,000 Arbeitgebern in Modelhäusern und verwandten Erwerbszweige stehen 114,000 Frauen 26,000 Männern gegenüber.

In letzter Stunde.

Von Draga Nitsche-Hegedusie.

Durch die goldene Schwüle des Mittags, mitten durch das junge, grüne Korn hindurch, das zu beiden Seiten des schmalen Feldweges stand, hatte man den kleinen, gelben Sarg getragen.

Mare Wedden hatte nicht geweint. Sie war neben ihrem Mann gegangen, aufrecht und still, das schmale, weiße Gesicht wie aus Stein. Niemand ahnte, daß das große Grausen in ihrem Herzen zitterte, daß die paar Bretter vor ihr nicht nur ihr Kind einschlossen, sondern alles: die Erinnerungen an die Vergangenheit, die Hoffnung auf die Zukunft, ihr Glück, ihren Glauben, alles, alles!

Nun war es vorbei. Man hatte die kleine Tote auf dem Dorfkirchhof unter den zitternden Birken begraben, und die feinen, rieselnden Zweige nahmen den kleinen Hügel in ihren Schutz.

Die Riedenloher hatten dem Bern Wedden und seiner Frau viel Teilnahme erwiesen, und nun verlief sich der endlose Zug der Trauernden in die Gassen.

Bern Wedden schritt voraus, mit seinen langen wiegenden Schritten, mit denen er über die Schollen der Felder zu gehen pflegte. Mare sah es mit bitterem Lächeln, still ging sie mit den anderen durch die krummen Gassen.

Bei jedem Häuschen, das mit sonnenbeschienenen Fenstern auf die Straße schaute, wurde der schwarze Haufen kleiner, bis Mare allein blieb.

Sie nahm den schmalen Fußweg durch die Felder nach Bern Weddens Haus. Noch einmal sah sie die Straße zurück, auf das Kleinleuteglück mit Blumen hinter den Scheiben und den ausgefretten Stufen vor der Tür, auf denen Sommerabends die Frauen und Kinder hockten. Ihr war Riedenloh eigentlich immer fremd geblieben, fremd auch das nüchterne Haus, mit dem niedern, vorgebauten Dach, den Stalungen dahinter, und den angrenzenden Feldern, das den Namen ihres Mannes trug. Sie hatte sich niemals Mühe gegeben, diese einfachen Menschen zu verstehen und schüttelte bloß den Kopf über so viel Not das sich eins um die Heimat machte, denn ihr Herz wußte nichts von der Angst des Landmannes um seine Scholle. Darum waren ihr auch die weißen Winterwochen voll schwerer Stille immer am liebsten gewesen, denn dann mußte Bern länger in der Stube bleiben, weil ihn nichts der Arbeit entgegentrieb und Mare hoffte immer, daß es nun besser werden müßte, zwischen ihnen. Sie erzählte dann von der lauten Stadt, aus der heraus sie Bern in die Ehe geholt, von Musik und Theater und wunderbar Fremdartigem, nicht daß sie sich zurückgesehnt hätte, nur weil Berns Blut nichts von dem roten Brand zu wissen schien, der oft durch Mares Seele stürmte.

Aber Bern wartete auf anderes, seine Augen waren immer so fremd und allein, und er wunderte sich, daß Mare zu Bett ging, wenn er noch abends vom

Wetter und Säen sprach, als hinge davon ein Menschenglück ab.

Aber nun würde sie keinen Winter mehr hier verbringen, vielleicht war sie schon übermorgen weit fort, bei der Tante, die sie schon verstündigt hatte. Mare hob den Blick zu den steifen Pappeln, die vor der Einfahrt des Weddenhofes standen, und ging rascher. Mit der Hand strich sie nachdenklich über das Strauchwerk am Wege und atmete den Duft des roten Klees ein, der aus der trocknen Ackererde blühte und duftete. Von weitem kam ihr der gefleckte Hofhund entgegen und rieb sich schweißwehd an ihrem Kleid.

Da war sie an Ziel.

Ganz langsam stieg die alte, knarrende Holztreppe zur Wohnung empor. Bern Wedden war gewiß schon wieder in den Ställen oder im Garten. Er war glücklich in seiner Art, wahrscheinlich auch jetzt noch, wo er sein einziges Kind begraben hatte. Es war ja nur ein Mädchen gewesen, und das machte den Schmerz lange nicht so groß, nun mußte ein Knabe kommen, der Erbe von Weddenhof. Und Mare dachte, so ein Landmann könne viel leichter vergessen, als ein anderer. Er hat immer so viel zu tun, und das Leben und Kämpfen mit der Natur ist so gräßlich unruhig für ihn.

Nur Mare konnte nichts vergessen, mußte alles behalten und jeden Abend in ihrem Herzen umdrehen. Besonders wenn die Nächte so hell waren, wie eben jetzt im Frühsommer, erfüllt von seidengrauem Dämmer, so daß die Flieder wie buntes Licht die Mauern des alten Bauernhauses umzitterte.

Das kleine Mariechen hatte den Flieder so geliebt!

Mare Wedden schloß die Türe auf und ging durch alle Zimmer. Sie wollte gleich heute Abschied nehmen.

Alles stand wie früher und würde wohl ewig so stehen. So hatte es Mare schon gefunden, als sie vor drei Jahren zum erstenmal über diese Schwelle trat. Das getäfelte Speisezimmer, in der Mitte der mächtige, eichene Tisch, um den herum gut zwölf Plätze hatten, die steifen, hochlehnten Stühle, die dunkel gebeizte Kredenz mit den gleißenden Gefäßen aus Kupfer, die niedern, bleigefassten Fenster, an denen sich rotgeblühte Vorhänge bauschten. Sie machte die Schlafzimmertüre auf und sah hinein. In der dämmernden Helle sah alles wie verzaubert aus. Mare zuckte zusammen, als ihr Blick auf die breiten, gelbgestrichenen Betten fiel, die so selbstbewußt nebeneinander unter einem Baldachin standen, bedeckt mit einer Decke, die alles zu einem Ganzen schloß. Da war der Schmerz wieder und das Gefühl der Enttäuschung, das ihr diese Ehe gegeben. Sie sah ihren Mann vor sich, den großen, blonden Menschen, mit den starken, arbeitsrauhigen Händen, die wohl manchmal flüchtig über ihr Haar strichen, meist aber mit Spaten und Hacke hantierten, sah die blauen Augen, die so seltsam hell aus dem gebräunten Gesicht leuchteten, nach der Sonne sahen und nach den Wolken, deren kleinste dem scharfsicheren Blick nicht entging, und hörte die laute, befehlende Stimme über den Hof schallen.

Aber nie sahen diese Augen verständnisvoll nach Mares Gesicht, dämpfte sich die klare, laute Stimme zu zärtlichem Flüstern. Auch das Kind hatte er nicht geliebt, gewiß nicht. Konnte er sonst so ruhig bleiben und noch vom Säen und Ernten sprechen, wenn oben im Bettchen sein Kind mit dem Tode rang?

Mare Wedde sah an ihrem schwarzen Kleid herunter. Sie wußte, lange hätte sie es auf dem Weddenhof nicht tragen dürfen, denn äußerliche Trauer war nicht nach dem Geschmack des lebensstarken

Mannes, gar die Trauer um ein kleines Kindchen, das eben erst unbewußt in die Lebenssanne geblinzelt hatte. Da hätte sie bald wieder das helle, steife Leinenkleid und die weiße Gartenschürze anlegen müssen — aber sie würde es nie mehr tun, in diesem Hause nie mehr! So unruhig und schwer ihr früher zumute war, so leicht wurde ihr jetzt, da sie aus sich heraus ihr Schicksal bestimmt hatte, sie würde da draußen in der Welt schon finden, was sie suchte: die bescheidene Stelle einer Kindergärtnerin.

Bern würde sie ruhig ziehen lassen, er behielt ja sein Hans und sein Feld. Schon oft hatte sie daran gedacht, ihre Wege zu scheiden, nur um des Kindes willen hatte sie geschwiegen. Nun war die Zeit gekommen, wo sie ihm sagen konnte, daß sie fortgehen wollte, es war ja nun alles so vieles leichter! Mare lächelte schmerzlich und umschloß mit der Hand die Klinke der Türe, die zur Kinderstube führte. Aber noch zögerte sie zu öffnen. Sie sah ja alles so deutlich vor sich, die Teppiche aufgerollt, die weißen Möbel mit schwarzen Tüchern umhängt, das kleine, weiße Bettchen. Und darinnen lag Mariechen, langausgestreckt, kalt und steif, die winzigen Händchen gefaltet, die Augen geschlossen. Nein, — das konnte sie nicht mehr, das ging über ihre Kräfte!

Ganz langsam ging Mare wieder durch das Speisezimmer und die knarrende Treppe hinunter, schau strich sie an dem Gärtchen mit Sonnenblumen und Feuerbohnen vorüber. Sie wollte Bern nicht begegnen, jetzt nicht, denn zu ihrer letzten Aussprache dürfte sie keine Tränen in den Augen haben.

Aber Bern war nicht im Garten, auch im Hof war er nicht. Sie fragte einen Knecht, der mit Rechen und Spaten an ihr vorbei wollte, nach seinem Herrn. „Ich hab' ihn seit heute morgen nicht gesehen!“ sagte der Alte kopfschüttelnd und schritt bedächtig weiter.

Da wußte Mare, daß sie es ihm schon jetzt sagen wollte, schlich zurück in das Haus und öffnete entschlossen die Türe zu Berns Zimmer. Aber es war leer.

Im Speisezimmer standen die Fenster offen und die Spatzen lärmten im Nußbaum, sonst stand alles wie tot. Und plötzlich befaß sich Mare Wedden wieder vor Mariechens Stube. Sie klinkte auf.

Sah das weiße Bettchen, auf dessen Kissen ein zerbrochenes Holzpferd und ein paar welke Blumen lagen — und fuhr zusammen!

Auf dem niederen, schmalen Kinderstühlchen vor dem Bett saß Bern, ganz gebückt, und hatte den blonden Kopf fest in die Polster gedrückt... War das wirklich der kühle, überlegene Bern, der sich tagsüber auf den Feldern müde hetzte und verständnislos allen Gefühlen gegenüberstand? Derselbe Mann, der Mare innerlich so viel allein gelassen hatte, daß sie an ihm verzweifelt war?

Jetzt hob er den Kopf und sah sie an. Er, der so groß und stark war, sah ganz verfallen aus, und ein eigentümlicher Glanz stand in seinen Augen, wie nach vergossenen Tränen.

Mare schaute und schaute. Es war alles so seltsam verworren in ihr, nun da sie ihren Weg schon so klar vor sich gesehen hatte.

Die Farbe kam und ging in ihrem Gesicht. Und plötzlich breitete sie die Arme aus, und nahm den blonden Kopf mit einem schluchzenden Laut an sich.

„Bern, Bern — du weinst um unser Kind?“

„Ums Mariechen, ja, — und auch um dich, Mare, denn ich weiß, daß ich dich nun auch verlieren werde, — ich habe es schon lange gewußt!“

„Und tatest doch nichts, um mich zu halten?“

Da stand Bern Wedden auf, ganz langsam und schwerfällig.

„Sieh, Mare, wenn man mit sechs Jahren schon Vater und Mutter verliert, wie ich, das macht selbständig — und wenn man jahraus, jahrein dem Boden sein Brot abringen muß, das macht schweigsam und verschlossen. Viel Liebes hatte ich bislang nicht kennen gelernt, als bis du kamst, Mare. Aber lang ist es nicht so geliebt, denn ich hab's nicht verstanden, dich zu warten und zu pflegen und dir ein Liebes an den Augen abzulesen, — und du hast es mich auch nicht gelehrt, Mare — du bist scheu und trotzig geworden, daß wir bald zwei Wege gingen, ich da, du da. Und doch hab' ich für euch geschafft, Mare — weißt du das?“

Er nickte überhastig und ein wenig verlegen, als Mare ihn ansah. Ganz seltsam tat sie es, lange und erstaunt, als sehe sie ihn heute zum erstenmal. Etwas ganz Neues war in ihrem Herzen — sie sah mit einem Male das große Glück! Und auch ihre Schuld.

Und hüsternd, voll Scham, gestand sie ihm, daß sie Rydenloh verlassen wollte, und ihre Liebe fremden Leuten geben.

Da sagte Bern feierlich: „Das Leben hat eine wichtigere Pflicht für dich aufbewahrt, Mare, — wollen wir es noch einmal zusammen wagen?“

Und Mare sagte aus ihrem Herzen heraus, einfach und schlicht: „Wir wollen es, Bern!..“

Ganz langsam gingen sie aus dem Zimmer und Mare lehnte sich an den Mann, so daß er ihren Arm auf dem seinen spürte und ihre junge, kräftige Gestalt bebte vor innerer Glückseligkeit und Freude.

Die Tugendhafte.

„Es ist einfach empörend,“ sagte die kleine, brünette Frau Dr. Meinrad lebhaft zu ihrer Freundin, der großen, blondhaarigen Frau Dr. Wetzler, „empörend über die Maßen und skandalös, wenn eine verheiratete Frau des Abends allein mit einem fremden Mann spazieren geht! Das ist doch klar und einleuchtend, daß ein Mann und eine Frau niemals noch ein Stelldichein sich gaben, um miteinander Rosenkranz zu beten!“

Die Blondhaarige lachte: „Nein, Du! Das gewiß nicht! Weißt Du, was ich vorgestern Abends vom Fenster gesehen? Wir wohnen doch Werniges gegenüber — am Villenzaun ließ die Frau Hauptmann sich von dem hübschen Regimentsarzt — — küssen!“ — —

Die runden, rehbraunen Augen der kleinen Frau Dr. Meinrad verwandelten sich in zwei senkrechte Opale. So hoch zog sie die Augendeckel empor und ihre Wangen flammten. „K — —küssen — —?“ stammelte sie. Zwar sagt man, daß er ihr Vetter sei — aber — —“

„Vetter?! Ich bitte Dich! Das heißt auf gut deutsch „Cousin“, und in Wien nennt jedes Dienstmädel ihren Liebhaber so. Er wohnt doch in derselben Villa mit ihnen!“

Frau Alma Meinrad sprang von ihrem Sitz so heftig empor, daß die Stuhllehne laut krachend zu Boden schlug.

„Wer wohnt zusammen?“ rief sie in hellem Entsetzen. „Doch nicht die Frau Hauptmann und der — —“

„— — hübsche Regimentsarzt! Natürlich! Uns gegenüber in Villa Bianca!“

„Es ist unfäßlich,“ sagte Frau Alma nach einer langen Pause schwer und tief. „Und so Etwas zählt sich mit zu unserer guten Gesellschaft!! Und so Etwas tanzt auf dem Kasinoball und reicht uns bei

Meineid hatte es wiederholt schon vor Zeugen eid- anständige Frauen!“ Sie seufzte tief über ihre eigenen elegischen Betrachtungen. „Der Hauptmann ist ein Tropf!“ entschied sie dann resolut.

„Gott, Alma, das sind sie alle,“ erklärte die Blondhaarige wegwerfend. „Der neue Rechtsanwalt zum Beispiel! Seine junge Frau —“

„— die mit der Werniges immer Arm in Arm geht? —“

„Dieselbe! Ich seh' sie von unserem Erker aus jede Woche ein paar Mal mit dem russischen Zahnarzt durch den Stadtpark wandern! — Na, und die geschiedene Oberstin — die mit dem Regierungsrat —“

„Ich grüße die Leute alle nie auf der Straße!“

„Ich auch nicht!! Ich weiß nicht, wie wir dazu kommen?! Wir sind doch anständige Frauen!!“

Ja, sie waren es beide! Hochanständige Frauen, deren Tugend gern in jedem Winkelchen nach Unmoral schnüffelte, um sich ein bisschen die Nase zu kitzeln und sich an allen Wonnen sittlicher Ent-rüstung ergötzen zu können. Die kleine Frau Alma Meineid hatte es wiederholt schon vor Zeugen eidlich bekräftigt, daß der Verlobungskuß, den ihr Ehegemahl ihr vor nunmehr drei Jahren in Gegenwart des höchsten Familienrates auf die Lippen gedrückt, ihr erster Kuß gewesen sei. Nun und seither — das war schließlich selbstverständlich! Darüber sprach sie überhaupt nicht. Und sie sollte ihre Hand anderen Frauen reichen, welche — Nein! Niemals!! Daß der hübsche Regierungsrat tatsächlich der Schwestersohn der Frau Werniges war, und mehr als das, ihr Ziehbruder von Kindheit an, daß das Ehepaar ganz alnungslos und friedlich den ersten Stock der Villa Bianca bewohnte, während der Regimentsarzt im Parterre bei einem blassen, dünnen Kanzlei-offizial Zimmerherrnfreuden genoß, das konnte die kleine Frau Alma Meinrad natürlich nicht wissen. Aber sie fragte auch nicht darnach.

Sie war eben eine hochanständige Frau!

* * *

Und nun hatte sich das Unglaubliche ereignet! Dieselbe hochanständige kleine Frau war plötzlich in's Seebad gereist, während ihr Mann in der heimatlichen Kleinstadt das Bureau hütete, und saß in engen, fußfreien Sommerkleid im Strandkorb und lauschte mit halbgeschlossenen Augen heißen, kosen- den Worten, die so süß und wundersam klangen, wie Frau Alma es nie zuvor gehört. Der bildschöne, krausköpfige Rittmeister, der schon bei den winterlichen Kasinobällen manchen Walzer über die offi-

zielle Pflichttour mit ihr getanzt, stand dicht an den Strandkorb gelchnt neben ihr, und der weite Strand lag einsam still und dunkel. Es schlief die See und die Luft hielt ihren Atem an, um die Schläferin nicht zu erwecken.

„Hat der Gluthauch der südlichen Sonne endlich auch Dein kühles, sprödes Herz zu heißerem Schlag geweckt?“ flüsterte der Mann, während er die Hände, die wehr- und willenlos in den seinen lagen, nah und näher zu sich emporzog.

„Sag', hast Du das berausende Glück einer heimlichen Liebe je schon gekostet, Du Süße, Du?“ fragte er wieder und riß Frau Almers kleine, zierliche Gestalt stürmisch an seine Brust.

Es schlief die See noch immer und der Strand lag still. Ueber den schwarzen Sommerhimmel zog ein goldenes Licht. Da beugte der Rittmeister Frau Almas kleinen Kopf weit zurück und seine Lippen preßten sich in heißen, durstigen Küssen auf die ihren.

* * *

Die kleine Frau Dr. Meinrad schlug die Lider auf, blinzelte und blickte erstaunt um sich. Mattes Dämmerlicht fiel durch das Fenster. Sie sah nach rechts: kein Meer eine kalte Wand! Sie sah nach links: kein Rittmeister — der Betrand! Sie tastete nach rückwärts: kein Strandkorb — es waren ihre Kissen! Alles Köstliche nur — ein Traum. Da seufzte die kleine Frau tief, heiß und schmerzlich auf und schlang verlangend die Hände ineinander. Ach, wer doch immer, immer so weiter träumen konnte, so süß und lockend und alle Seligkeiten einer heimlichen, sündhaften Liebe durchkosten — im Traume! Und die kleine Frau schloß rasch wieder die Lider und husehelte sich erwartungsvoll zum Schlafe zu- recht.

„Sei barmherzig, Gott des Traumes —“ Sie ist ja doch eine so hochanständige kleine Frau!

Etwas zum Lachen.

Verwechselt. Betrunkener Bettler, der einen Laternenpfahl anrempelt: „Bist Du, oder bin ick besoffen?“

Aengstlich. Vater: „Geh', hole für 'n sechser Wichse!“ — Der kleine Franz: „Zu wat, Vater?“ — „Na, zum die Stiefel von wixsen, Du Dummkopf.“ — „Gott sei Dank, murmelt Franz, ick dachte, die sollte ick schon wieder kriegen.“

Anzöglich. „Haben Sie bemerkt, lieber Freund, wie viele Narren es auf Erden gibt?“ — „Jawohl, und es ist immer einer mehr da als Sie denken!“

Inspiration. Gattin des Dichters (zu den Freunden ihres Mannes): „.....Mein Mann darf heute nicht ausgehen! Der muß noch ein Liebeslied dichten — unsere Buben brauchen neue Hosen!“

Falsch aufgefaßt. Frau A.: „Bei uns zu Hause dreht sich alles um meinen Mann.“ — Frau B.: „Ja, dös is a Kreuz, wenn einer gar so viel trinkt!“

Symptomatisch. Paulchen: „Ist deine große Schwester verlobt?“ — Karlchen: „Noch nicht; aber bald.“ — „Woher weißt du das?“ — „Sie gibt mir jetzt jeden Abend Geld, damit ich nicht im Zimmer bleibe.“

Verraten. Frau: „Was würdest du tun, George, wenn ich dich als Witwer zurücklassen würde?“ — Mann: „Nun ich denke, dasselbe wie du, wenn ich dich als Witwe zurückließe.“ — Frau: „O du gemeiner Kerl! Und du hast mir immer gesagt, du könntest nie eine andere nehmen!“

Brechtiger Anspruch. Schlächtermeister: „Heute gehe ich zum Fürsten, wegen der Cervelatwurst, die mir sein Hund aus'm Laden gestohlen hat!“ — „Laß doch die Sache ruhen!“ — „Was fällt dir ein . . . ich will um den Hoflieferantentitel einkommen!“

Fachmännisch. Frau (zu ihrem Manne, einem Bankier, vor dem Ausflug): „Isidor, wie steht der Laubfrosch?“ — „Rosa, wir fahren, er steht auf Hauße!“

Ein fürsorglicher Briefträger. Bergwirt: „Was bringst d' denn Gutes, Loisl?“ — „A Telegramm, worin zwei Touristen 's Mittagessen bestellen . . . damit d' nicht in Verlegenheit kommst, hab' ich dir auch gleich aus 'm Dorf a Pfund Kalbskoteletten mitgebracht!“

Ja so! Er (von der Reise erzählend): „Endlich nach dreistündigem Marsche durch glühenden Sonnenbrand kam ich an eine Quelle, wo ich mich labte . . .“ — Sie: „Du hättest Wasser getrunken?“ — Er: „Nein. Bier! Das Wirtshaus hieß ‚Zur guten Quelle‘!“

Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Paulette.

Roman von Karl Hans Strobl.

4.

(Schluß.)

Neunzehntes Kapitel.

Am Mittag war die Fregatte „Zépher“ von Porto Ferrajo abgesegelt. Am Hafeneingang gab sie sich mit einer englischen Korvette den Flaggengruß. Der Kaiser, der, an seinem Fenster stehend, das feindliche Fahrzeug zuerst erblickt hatte, war sehr blaß geworden und hatte mit den Zähnen geknirscht.

Dann hatte er den Befehl erteilt, den „Inconstant“ sogleich in der Richtung nach Neapel abgehen zu lassen.

Am Nachmittag war der Kapitän des englischen Kriegsschiffes bei dem Großmarschall Bertrand erschienen, mit einer sehr ernstesten Drohung in Mienen und Haltung.

„Ich komme, um Sie zu fragen, ob der Kaiser vielleicht die Insel zu verlassen beabsichtigt“, sagte er.

Bertrand aber, durch die Befehle seines Kaisers aufgezo-gen, funktionierte tadellos. Er war das Erstaunen in eigener Person: „Wie kommen Sie auf diese Frage?“

„Ich sehe, daß Sie Wasser und Lebensmittel auf dem „Inconstant“ einnehmen. Mehr Wasser und Lebensmittel, als Sie für normale Besatzung des Schiffes brauchen werden.“

„Sie täuschen sich, mein Herr.“

„Ich täusche mich nicht. Ich sehe, daß man den Proviant in den Leichtern und Kähnen verbirgt, die um den „Inconstant“ liegen. Und daß man ihn unter dem Anschein von Reparaturarbeiten auf das Schiff bringt.“

„Und ich sage Ihnen, Sie täuschen sich. Bis Mittag hat eine französische Fregatte fast Bord an Bord mit dem „Inconstant“ gelegen. Nun, deren Kommandant hat nichts von Ihren Gespenstern gesehen.“

„Mein Herr, französische Augen sind nicht englische Augen.“

„Mein Herr!“

Einen Moment standen sich der Engländer und der Franzose sprungfertig gegenüber. Aber die geheime Feder in Bertrand wirkte in der rechten Richtung und löste ein Lachen aus: „Sie haben sich durch ein albernes Gerücht in irgendeiner Hafencität täuschen lassen, Kapitän. In allen Hafencitäten gibt es Kaibummler, die nichts zu tun haben, als Märchen zu ersinnen. Der „Inconstant“ nimmt Wasser und Proviant ein, das ist gar kein Geheimnis . . . denn er verläßt den Hafen, um nach Neapel zu fahren.“ Und mit einem biederem gut bürgerlichen Lachen, wie ein behäbiger Greisler, dem ein kleiner Scherz gelungen ist, deutete Bertrand beim Fenster hinaus auf den Hafen, wo der „Inconstant“ eben mit halber Leinwand dem Ausgang zustrebte.

Spornstreichs verließ der Engländer den Großmarschall und lief auf sein Schiff, um dem „Inconstant“ nachzusegeln. Als er auf hoher See sah, daß die Brigg ihren Neapler Kurs stetig hielt, änderte er den seinen und steuerte auf Livorno, wo er Campbell wußte. Er wollte seine Beobachtungen sogleich melden.

Kaum waren aber die Segel der Korvette hinter dem Wasserkamm verschwunden, so verließ auch der „Inconstant“ den Neapler Kurs und kehrte mit einem bereitwilligst gedrehten Abendwind nach Porto Ferrajo zurück. Um neun Uhr abends lag er wie-

Pianos *Blüthner*

das beste deutsche Fabrikat
Alleinirrtige Veer für den Staat São Paulo:
Barbosa & Lucchesi
Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

der an seiner Stelle, neben der Schebecke „Etoile“ und drei Handelsschiffen, die der Kaiser im Zeitraum einer halben Stunde von ihren Eigentümern erstanden hatte.

Das war alles vor sich gegangen, während Pauline ihr Abschiedsfest gegeben hatte.

Jetzt war aber diesem Fest ein Ende gesetzt, wie es wirksamer nicht hätte eronnen werden können.

„Sehen Sie, es war doch ein Abschiedsfest“, sagte Pauline zu Corunel.

„Sie haben davon gewußt, Prinzessin.“ staunte er. „und Sie haben geschwiegen?“

„Ich kann auch schweigen.“

Corunel war etwas eingefallen: „Ah . . . und jetzt verstehe ich . . . Ihre Strafe für Thomas . . . Jetzt . . . Er soll zurückbleiben! Sie sind grausam . . .“

„Gehen Sie . . .“ lächelte Pauline, „auf Wiedersehen in Paris, wenn Sie es eingenommen haben.“

Der teure Name wirkte auf Corunel wie der Pulversatz im Feuerwerkskörper. Er trieb ihn bei der Türe hinaus und die Treppe hinunter, daß der Säbel hinter ihm dreinklapperte.

Die Prinzessin aber ging in ihr Boudoir und leerte den Inhalt ihrer Schmuckkassetten und -Schränken in eine große Handtasche, mit der sie selbst eilig in das Palais ihres Bruders lief.

Madame Mère war bereits da und stand an dem Fenster des kaiserlichen Schlafzimmers, von dem man auf die Bastion hinabsah.

„Ach Mama!“ rief die Prinzessin und fiel Madame Lätizia um den Hals. „Ja ja, mein Kind, er geht. Er wird eine schlafende Welt überfallen. Wir können nichts tun, als hoffen und beten, daß es gut ausgeht.“

„Du hast ihm Dein ganzes Geld gegeben, Mama.“

„Ja, ich habe für ihn gespart. Es ist eine ganz hübsche Summe. Sie wird ausreichen, bis er die ersten Regierungsgelder in Beschlag nehmen kann.“

„Nun . . . ich habe kein Geld. Du weißt es ja. Und er hat sich gegen mich schlecht benommen. Noch vor ein paar Tagen hat er sich geweigert, zweiundsechzig Franken und vierzig Centimes für mich auszulegen. Aber ich bringe ihm meinen ganzen Schmuck. Er soll ihn veräußern, wenn er Geld braucht.“

Da nahm Madame Mère ihre wilde Paulette bei den Schläfen und küßte sie voll mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirne, hinter der so viel grausiges und törichtes Zeug durcheinandergewirrt war.

In diesem Augenblick erhob sich aus den dichtgedrängten schwarzen Massen vor den Fenstern ein rasendes Gebrüll.

Ein kleiner Mann im grauen Mantel war vor sie hingetreten und hatte ihr gesagt, man würde sich einschiffen, um in Frankreich zu landen und das Vaterland wieder zu erobern.

Da waren die schwarzen Vierecke lebendig geworden und hatten die heiligen Namen des Vaterlandes und des Kaisers in einem waffenklirrenden Getöse vereinigt, daß sie miteinander in die Nacht emporstiegen und die ziehenden Wolken durch den brausenden Strom für einen Moment zum Stillstand

gebracht schienen. Ein einzelner Stirn blinkte für diesen Moment durch eine Lücke.

„Ich habe es gesehen, Mama,“ sagte Pauline ergriffen, „schon damals auf Deinem Fest. In einem Zauberkristall. Ein Schiff, das sich von Elba entfernt und auf ihm stand der Kaiser, das Gesicht nach der Küste Frankreichs gerichtet.“

„Sei still, mein Kind,“ flüsterte Madame Mère, „es ist eine Schicksalsstunde. Wir wollen das Weben der Mächte nicht durch unvorsichtige Worte stören.“

Als die Einschiffung nahezu vollendet war, in einem hastigen Drängen und Herunstoßen, entdeckte Hureau, daß Thomas von Kiennast nicht da war.

Er lief das ganze Schiff ab. Denn nun kam es ja ans Fechten, und da konnte sich eine Freundschaft erweisen, die so innig geworden war, daß sie fast einen Ersatz für eine verderbliche Liebe bot.

„Habt Ihr Thomas nicht gesehen?“ rief er Schoultz und Corunel zu, die am Achter des „Inconstant“ beisammen standen.

„Ah, Thomas . . .“ besann sich Corunel, „er ist fort. Er wird zu spät kommen. Die Prinzessin hat ihn fortgeschickt.“

In Hureau brach mit einem dumpfen Krach etwas entzwei. Eine Stütze, ein Strebepfeiler des Lebens. Und wieder war es die Prinzessin, die sein Herz verödet hatte. Wieder sie . . .

Schoultz aber, der sah, was in Hureau vorging, hob seinen polnischen Schnurrbart hoch und sagte langsam: „Laß nur, Hureau, es ist besser so . . . siehst Du, er ist auch mein Freund, aber ich denke, es ist so gut für ihn. Er war unter uns wie das Lämmlein unter den Wölfen.“ —

Das Lämmlein aber stieg inzwischen den Fußpfad zur Madonna von Marciana hinan und balgte sich mit der tückischen Finsternis zwischen den verkurrten Oclbäumen. Alle Augenblicke hatte er eine lange, über den Weg geschlängelte Wurzel zwischen den Beinen oder saß er rücklings auf dem Boden, ein neuer Antäos, dem aber die Erde eine rechte Stiefmutter war. Als er zum siebentenmal mit dem Kopf gegen einen Baumstamm rannte, faßte er, mitten im Meteoritenschwarm der aus seinen Augen schießenden Funken, einen Entschluß.

Er beschloß, der Prinzessin auf keinen Fall mehr in die Nähe zu kommen, trotz des Gnadenbeweises dieser nächtlichen Sendung und trotz aller entzückenden Beteuerungen von Verzeihung und Versöhnungen. Selbst wenn Carlotta es von ihm verlangen sollte, würde er kaltlächelnden Widerstand leisten.

Es handelte sich nur darum, diese Nacht lebendig zu überstehen.

Aber es war, als ob Wurzeln und Baumstämme und die Stiefmütterlichkeit der Erde nur auf diesen Entschluß hingearbeitet hätten. Sobald er einmal gefaßt war, dämmerte ein wenig Sternenlicht durch den Wald, die Bäume traten auseinander und die Wurzeln ringelten sich nicht mehr so tückisch über den Weg.

Da fand Thomas doch wieder einen Ausblick auf den Sinn seiner Sendung. Und folgendermaßen fügten sich seine Gedanken aneinander: die Prinzessin war in den Armen Corunels überrascht worden. Es war unlegbar eine zärtliche Szene gewesen. Was blieb der Prinzessin anderes übrig, als diese Zärtlichkeit zu legitimieren, indem sie ihr durch eine geheime Trauung ein festes Gerüste gab. Das war die Geschichte Romeos und Julias ins Elbanische der Prinzessin Paulette übertragen. Und er, Thomas von Kiennast, war ausgesandt worden, um einem der Einsiedler von Marciana die Bitte um seinen Segen zu überbringen.

So war es und nicht anders.

Nach einer Weile sah Thomas die Kastanienbäume von Marciana vor sich, unter denen er in einer Mondnacht ein Esel geheißen worden war. Er schritt durch ihren dicken Schatten, über die sich schon morgendlich befeuchtende Wiese und sah das kleine Häuschen der vier frommen Brüder vor sich. Es lag da wie das Schloß der Verschlafenheit.

Und als er den Klopfer gegen die Metalplatte der Tür fallen ließ, da schlug sein Herz im gleichen Takt, fast schuldbewußt, so viel fromme einfältige Ruhe mit einer Botschaft aufstören zu müssen, die von der Dame der Welt ausging.

Es dauerte schon eine Weile, bis in dem Hause der Verschlafenheit ein Brummen und Schürfen und Jappen und Schlüsselklingeln entstand. Dann gab es ein längeres Gebastel und Geschiebe an dem Guckloch, wie wenn jemand mit verklebten Augen die Riegel suchte.

Eine lange Lichtlanzette schoß endlich hervor.

Die kaiserliche Uniform flößte Vertrauen ein, und die Türe wurde ein wenig geöffnet.

„Ich habe eine Botschaft an den Bruder Maurus,“ sagte Thomas. „Ich bin der Bruder Maurus,“ sagte der Oeffnende.

Hier ist eine Probe für den Scharfsinn des Lesers. Wer noch nicht bei sich gedacht hat, daß jener Bruder Maurus der jüngste unter den vier Einsiedlern war, derselbe, dem damals die weißen Schultern der Prinzessin Pauline eine von der Erregerin wohlbermerkte Unruhe in die fromme Seele gebracht hatten, mit der Wirkung einer Hefe auf einen linden salbungsvollen Teig, der mag nur alle Hoffnung aufgeben, jemals durch besonderes Geschick im Entwirren verwickelterer Angelegenheiten hervorzuragen.

Nachdem der brave Einsiedlermann den Brief eine Weile herumgedreht hatte mit der Zaghaftheit eines Gottgeweihten, dem die Dame Welt wenig mehr zu sagen und nichts mehr zu schreiben hat, fragte er beklommen: „Von wem ist dieser Brief?“

„Von der Prinzessin Borghese!“

Da wich der letzte Schlaf aus dem Bruder Maurus, und der zähe Leim der Nacht war von seinen Augenlidern weggewischt. Mit zitternden Händen begann er den Brief aufzureißen.

In diesem Augenblick aber züngelte ein Erschrecken durch Thomas. Er legte die Hand auf den Arm des Mönches und stöhnte: „Aber . . . mein Gott . . . was soll das werden. Sie ist ja doch verheiratet.“ Das hatte Thomas wahrhaftig vollkommen vergessen. Es gab ja einen Fürsten Camillus Borghese auf der Welt. So unverheiratet benahm sich die Prinzessin, daß man den vollständig vergessen konnte. Und nun war die Geschichte dadurch bis in die blitzblaue Unglaublichkeit verwickelt, daß die neue Julia von Elba einen Gatten besaß.

Der Bruder Maurus aber verstand den Leutnant nicht und öffnete den Brief vollends. Er starrte auf das Blatt, hob es ins Licht der Laterne, ließ es sinken, leuchtete mit der Laterne von oben, von seitwärts, hielt sie dann hinter den Brief und sah den Leutnant zuletzt so ratlos an, daß man ermessen konnte, wie sehr dieser Geist mit göttlicher Einfalt gesegnet war.

„Nun?“ fragte Thomas, ohne zu bedenken, daß er sich mit dieser Frage vielleicht in ein Briefgeheimnis eindrängte.

„Hören Sie, mein Herr,“ sagte der Bruder mit zitternder Stimme, „es ist ein schlechter Scherz, den Sie sich mit mir erlaubt haben.“

„Was fällt Ihnen ein!“

„Ich sage, es ist ein schlechter Scherz, mich mitten in der Nacht herauszuklopfen . . . und mir im Namen der Prinzessin ein leeres Blatt Papier zu

überbringen.“ Und damit hielt der Bruder Maurus mit fromm zürnendem Gesicht dem Leutnant einen Briefbogen vor die Nase, auf dem nicht ein einziges Sterbenswörtlein geschrieben war. Dann knüllte er das Papier zusammen und warf es in einem weiten Bogen auf die Wiese hinaus.

„Ich verzeihe Ihnen Ihren schlechten Scherz ...“ fuhr er mit einer Rückkehr zur christlichen Geduld fort, „ich werde für Sie beten.“

Damit klappte er die Tür zu, und Thomas blieb vor der Einsiedelei unter einem ergrauenden Himmel zurück.

Der Verstand war ihm vollkommen stehen geblieben, und wie der Müller in einer feiernden Mühle empfand er die Stille als ein lautes Geräusch. Aber das war zugleich so wohltätig betäubend, daß er beschloß, es vorderhand dabei bewenden zu lassen. Es war eine geistige Notwehr, und der gesunde Urgrund seiner Natur ließ ihn fühlen, daß jetzt vor allem nichts anderes zu tun sei, als zu schlafen.

Ohne zu zögern ging er auf die Gruppe Kastanienbäume zu, legte sich unter denselben Baum wie damals, zog seinen Mantel über sich und schlief sogleich ein.

Erst am hellichten Morgen erwachte er. Ueber seinem Kopfe zwitscherte, piepste und schnatterte es, drüben bei der Einsiedelei knarrte eine Brunnenwinde, dann ging der Bruder Maurus mit einem Wassereimer über die Wiese.

Da erhob sich Thomas von Kiennast und trat den Rückweg an. Er war ganz ruhig in sich. Ah — die Prinzessin hatte ihn zum Narren gehabt. Es war ein neuer Streich, wie hundert andere. Was verschlug es ihm weiter, da er nun entschlossen war, ihr nicht mehr in die Nähe zu kommen? Es ist merkwürdig, dachte er, wie ein gesunder Schlaf vernünftig macht.

Und so wanderte er in den Morgen hinein, der ihm mit den Farben seiner Liebe zu Carlotta geschmückt schien.

An einer Felskante, wo der Weg mit einem raschen Entschluß eine Wendung machte und steiler abfiel, blieb er stehen. Mit der Rechten gegen den Stamm eines Feigenbaumes gestützt, sah er auf das Meer hinaus. Drüben in dem Duft und Schaum von See und Himmel blühten die Segel einer kleinen Flotille wie ein Blumenstrauß.

Thomas hatte nicht das Auge eines Seemanns. Sonst hätte er unter den Schiffen noch den „Inconstant“ erkennen müssen, der mit seiner Begleitung den Kurs nach Frankreich hielt.

Als er durch die ersten Straßen von Porto Ferrajo kam, blieben die Leute stehen und sahen ihn an wie ein Weltwunder. Es war ein Staunen, das an dem Gesicht, der Uniform, dem ganzen Menschen kleben blieb, wie Staub an einem Honigkuchen. Man konnte es gar nicht wieder wegbringen. Thomas sah an sich herab, ob ihm nicht am Ende Pauline irgendein Narrenzeichen angeheftet habe. Er hielt sie nun jeglicher Untat für fähig, sogar der, einen kaiserlichen Offizier dem Gespött von Porto Ferrajo preiszugeben.

Nahe dem kaiserlichen Palast stieß er in spitzen Winkel auf eine vom Marktplatz herabkommende Kompagnie elbanischer Nationalgarde. Sie marschierte darauf los, stramm und taktfest, als sei sie die kriegserprobteste Truppe von der Welt. Bei dem Begegnen mit Thomas aber brach die heftigste Elbanerneugier unter der Kriegstüchtigkeit hervor. Aus dem „Kopf gerade aus“ wurde ein staunendes „Links schaut“.

„Zum Donnerwetter!“ dachte Thomas, „was habe ich denn eigentlich an mir?“ Plötzlich sprang ein kleiner Sergeant aus der Reihe und stürzte auf Thomas los. Es war Herr Spagliari, der Besitzer

des Hotels „Viktoria“, der aufgereggt keuchend und hochroten Gesichtes vor ihm stehen blieb. Und nun zuckten Frage und Antwort gleich spitzen Flämmchen, denn auch Thomas war aufgereggt, weil nichts so sehr erbittert, als immerfort angestaunt zu werden, ohne zu wissen, warum.

„Was machen Sie denn noch hier?“ schrie Spagliari.

„Zum Teufel, mein Herr,“ schrie Thomas zurück, „was soll ich denn hier machen?“

„Was Sie hier machen, das frage ich Sie eben. Sind Sie denn nicht fort?“

„Nein — ich bin nicht fort, ich bin nicht fort, ich bin nicht fort.“

„Sie sind also nicht bei den andern?“

„Sie sehen, daß ich nicht bei den andern bin. Warum soll ich denn bei den andern sein?“

„Weil die andern alle fort sind.“

„Welehe andern?“

„Ah, mein Herr. Sie halten mich zum besten.“

„Ich halte Sie nicht zum besten. Ich frage Sie: welehe andern?“

„Nun — alle, alle, alle, der Kaiser mit allen andern. Mit den ganzen Truppen.“

„Wer?“

„Ich sage Ihnen ja: der Kaiser. Wo waren Sie denn, daß Sie das nicht wissen? Der Kaiser ist fort, plötzlich mitten in der Nacht . . . nach Frankreich. Es geht wieder an.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Man hat Sie hier vergessen. Sie sind zurückgelassen worden, mein Herr!“

Thomas wunderte sich darüber, daß die Kompagnie der Nationalgardisten langsam in ein breites blaues Band zusammenfloß. Nur das Gesicht des Herrn Spagliari hob sich von dem blauen Band sehr deutlich und grell ab. Während aber seine äußeren Sinne an Schärfe verloren, tauchte sein innerer Sinn in die erbarmungslose Helle einer Ernüchterung. Eine schmerzliche Erkenntnis berührte sein Herz wie ein Stück Eis.

„Ich bin zurückgelassen worden . . .“ sagte er langsam, „der Kaiser ist fort!“ „Er ist fort“, sagte ich Ihnen. Er schwimmt auf dem „Inconstant“ nach Frankreich. Und unser Hauptmann Capi ist zum Gouverneur von Elba ernannt worden. Wir sind eben im Begriff, das Fort und die Batterien zu besetzen . . . wir Nationalgardisten! Und . . . ja denken Sie nur, die Gräfin Rohan ist mir durchgebrannt, ohne ihre Rechnung zu bezahlen. Sie hat Geld gehabt, sie hat es mir gezeigt und ich Schafskopf habe ihr noch weiter Kredit gegeben. Aber heute Nacht, während des Rummels, ist sie verschwunden . . . wahrscheinlich auf einem Fischerboot . . . was weiß ich . . . obzwar der Hafen gesperrt war . . . nun, ich kann meine Rechnung mit schwarzer Kreide in den Kamin schreiben und mir das Maul abwischen. Was sagen Sie zu alledem, mein Herr?“

Die beiden Ereignisse schienen für Herrn Spagliari offenbar die ganz gleiche Bedeutung zu besitzen. Aber Thomas sagte weder zu dem einen noch zu dem anderen etwas, sondern entfernte sich während der letzten Worte des Sergeanten wie ein Traumwandler.

Herr Spagliari sah ihm kopfschüttelnd nach und kehrte dann sehr verduzt zu seiner Kompagnie zurück, die inzwischen geduldig auf ihn gewartet hatte, um nun mit dem Gesumm eines Bienenschwarms zur Besetzung des Forts weiter zu marschieren.

Die Welt lag sehr tief unter dem Dachfirst, auf dem Thomas' Seele balanzierte. Plötzlich bekam die Welt eine laute, fröhliche Stimme und einen winkenden Arm. Ein Ruf drang in seine nachtwand-

lerische Verlorenheit. Er hörte seinen Namen und schaute um sich.

Da stand die Prinzessin Pauline an einem Fenster des kaiserlichen Palastes und lächelte ihr holdseligstes Lächeln.

„Herr Leutnant von Kiennast,“ rief sie, kommen Sie für einen Augenblick herauf.“

Aber da begann Thomas von Kiennast zu laufen und lief, was er konnte, und hörte nicht auf zu laufen, bis er vor dem Haus des Notars Balliani angelangt war. —

Die Prinzessin Pauline lag inzwischen in einem Stuhl und lachte, bis Madame Mères Aerger in die Besorgnis überging, es könnte ihr etwas zustossen.

Und als kurz nach Mittag Sir Campbell im Palast eintraf, war sie noch immer sehr lachlustig.

Auf Sir Campbells Gesicht aber widersprach ihrer heiteren Laune das Blitzen der Bajonette vier verbündeter Mächte, dem jetzt aller Glanz der Höflichkeit genommen war. Die Meldung des Kapitäns der englischen Korvette hatte ihn aus den Armen seiner Dalila gerissen. Eine Ahnung des Unheils hatte sich auf ihn gesenkt. Und er war sogleich zurückgekehrt, hatte unter den Augen der Nationalgarde, die unentschlossen zuschaute, ein Detachement Marinesoldaten gelandet und die Ausgänge des kaiserlichen Palastes besetzt.

Nun stand er den drei zurückgebliebenen Damen und dem neuen Gouverneur Capi gegenüber.

Madame Mère war ganz kühle Hoheit. Ihre schönen Augen hatten einen eisernen Glanz.

Madame Bertrand sah aus wie die rehägige Jugend, die von nichts weiß. Die Prinzessin umspann seine Panzerung mit den Rosenranken ihrer Heiterkeit.

Campbells Narben glühten rötlich, wie die Risse in den Flanken eines Vulkans, durch die man sein inneres Feuer sieht. Er übersah Madame Mères Hoheit, Paulines Liebenswürdigkeit und den bedeutungslosen Bäckermeister und wandte sich an Madame Bertrands rehägige Jugend.

„Wo ist Ihr Gatte, Madame?“ fragte er.

Madame Bertrand antwortete mit der Sanftheit und Wehmut ihrer Strohwitwenschaft: „Er ist abgereist!“

„Nun, dann lassen Sie mir den Gouverneur Drouot rufen!“

Und mit der gleichen Sanftmut antwortete Madame Bertrand: „Drouot ist nicht mehr Gouverneur! Er ist auch abgereist.“

„Wie? Wer ist es denn?“

„Hier . . . Monsieur Capi hat vom Kaiser den Befehl über die Insel übernommen.“

Da sah Campbell den Bäckermeister an, der Gouverneur geworden war. Capi glich einem wohlgefüllten Ballon, der jeden Augenblick zur Zimmerdecke aufschweben kann. Und Campbell verlor den Kopf. Die eisernen Bestandteile seines Wesens schienen sich ihm in der Länge der Lächerlichkeit dieser Szene aufzulösen. Seine britische Brandungsfestigkeit war dahin, und, außer sich vor Zorn, rief er: „Ihr Gatte ist bereits verhaftet, Madame Bertrand, daß Sie es nur wissen. Und der Kaiser ebenfalls!“

Da rächte sich Madame Mère: „Wo hat man den Kaiser verhaftet?“ fragte sie.

„Wo? Selbstverständlich auf der Fahrt nach Neapel!“

„Dann bin ich beruhigt,“ sagte Madame Mère, und ihre schönen Augen strahlten in fröhlichem Licht. Und Sir Campbell sah ein, daß er sich zu einer großen Dummheit hatte hinreißen lassen.

Die Prinzessin Pauline aber trat zu ihm und leg-

te ihm die Rosenkette ihrer Liebenswürdigkeit wie einen Strick um den Hals: „Sehen Sie, Colonel, Sie hätten meine Einladung annehmen sollen . . . Es ist sehr unvorsichtig, meine Einladungen auszuslagen. Ihrer Freundin in Livorno wären Sie auch an einem anderen Tage willkommen gewesen.“

Als der Bäckermeister und Gouverneur Capi sah, wie Campbell unter dem Kreuzfeuer der Tugend, der Hoheit und der Liebenswürdigkeit stand, kam der Geist des Kaisers über ihn, der sogar die Minderbegabten über sich selbst erheben konnte, und er sagte: „Ziehen Sie Ihre Matrosen zurück . . . ich bitte Sie, Sir Campbell . . . im Namen Seiner Majestät, als dessen Stellvertreter ich hier stehe.“

Aber da brauste ihm der Colonel entgegen: „Wir treiben hier keine Karnevalsposen, Herr Capi . . .“

Aus den Augen der drei Damen strömten ungemaine Kräfte in die kriegerische Gehobenheit des neuen Gouverneurs, und er wich nicht einen Schritt zurück. Es war der stolzeste Augenblick im Leben des waekeren Bäckermeisters Capi, als er sagte: „Ich rate Ihnen, sich in die Lage zu ergeben . . . Ihre Korvette befindet sich unter den Kanonen des Forts . . . auf dem Hofe steht eine halbe Kompagnie Nationalgarde. Ich kann Sie sogleich gefangen nehmen lassen, wenn es mir so beliebt.“

Sir Neil Campbell ergab sich in sein Mißgeschick: „Nun gut — ich werde die Insel noch heute verlassen.“ Dann grüßte er die drei Damen mit einer Höflichkeit, so ernsthaft und himmelragend wie eine englische Kathedrale, und ging.

In seiner Wohnung angelangt, holte er eine Reiterpistole von der Wand, lud sie sorgsam und setzte sich vor den weitläufigen Schreibtisch. Langsam hob er die Waffe gegen die rechte Schläfe. Die kalte Mündung berührte die schweißbedeckte Haut. Da ließ Campbell die Pistole sinken: „O nein,“ sagte er, „o nein! Was tut England mit einem toten Campbell? Für den lebenden aber gibt es jetzt noch einiges zu tun.“

Und wie er es versprochen hatte, verließ er noch am Nachmittage die Insel Elba. —

Als Thomas von Kiennast schon die Klinke von Carlottas Zimmertür in der Hand hatte, hörte er ein leises Weinen. Das kam aus diesem Zimmer hervor und schien das ganze Haus zu erfüllen wie ein grauer Schleier, wie das Gewebe einer unsagbaren Trauer.

Da jauchzte sein Herz, und er riß die Tür auf.

Mit einem Schrei fuhr Carlotta in die Höhe und, beide Hände gegen die Brust gedrückt, sah sie Thomas an wie ein Heilandswunder. Ihre Hoffnung hatte schon im Grabe gelegen. Nun war das Glück gekommen und hatte gesprochen: „Steh auf und wandle.“ Ein schluchzendes Lachen blinkte in dem grauen Trauergewebe wie sonnenfunkelnde Tauperlen in einem Spinnennetz.

„Du . . . du . . . du . . . du bist nicht fort . . . du bist nicht fort . . .!“

Da war sie auch schon bei ihm, und ganz enge, halsumschlungen . . . küßten sie sich . . . an Thomas herabgeglittener Linken hing die kleine Riccarda, und ihr dummes, weises Kinderherz klopfte: ich hab's ja gewußt. Es war ihr ganz selbstverständlich, daß die Schwester und der Freund sich küßten.

„Man hat mich zurückgelassen,“ sagte Thomas zwischen zwei Küssen. „Oh, wie glücklich ich bin!“

„Man braucht mich nicht. Nun gut, der Kaiser soll sehen, wie er ohne mich fertig wird.“

Da merkte Carlotta, daß eine schmerzliche Enttäuschung im Begriff war, sich zu verwandeln. Schon tauchte ein scherzhaftes Lächeln auf. Mit der Klugheit einer liebenden Frau ließ sie dem Prozeß seinen ungestörten Fortgang.

Sie sagte nichts als: „Oh, wie glücklich ich bin.“ sonst gegründet. Es war ihm also so wenig an uns Dann erzählte Thomas Paulettes letzten Streich. gelegen . . . so wenig. Und alle die angefangenen „Ich werde ihr ewig dankbar sein,“ sagte Carlotta. Das war wie ein schwerer Denkstein, um eine Sache würdig, aber endgültig abzutun. Arbeiten, hören Sie . . . das alles läßt er im Stich . . . es war ihm gar nicht rechter Ernst damit. Die Seidenraupenzucht wird wieder eingehen . . . hören Sie, Balliani, sollten Sie es glauben, meine Seidenraupen haben heute aufgehört zu fressen! Was sagen Sie dazu . . . sogar die unvernünftigen Tiere fühlen, daß er fort ist . . . und trauern . . .“

„Und nun?“ fragte sie.
„Oh,“ sagte Thomas, „ich kehre nach Prag zurück. Ich muß meine Studien beenden. Ich kann nichts anderes tun. Man hat mir meinen Schwur abgenommen. Aber, bei Gott, ich werde mich bemühen, daß man mir ihn zurückgibt. Denn, nun weiß ich, durch dich . . . wohin ich gehöre . . . und wenn meine Bahn geebnet ist, dann komme ich nach Elba und . . .“

Sie küßte ihm die Worte vom Mund.
Das hohe Lied ihrer Liebe stieg durch die Zimmerdecke geradenwegs in den blauen Himmel hinein und war dem lieben Gott, der doch bekanntlich ein Deutscher ist, ein angenehmer und freudvoller Klang.

„Nun ist noch etwas zu tun,“ lächelte Thomas geheimnisvoll, und sie gingen Hand in Hand aus dem Haus, durch den Garten und zu dem Gartenhäuschen mit der gelben Türe und den herztörmigen Gucklöchern. Die kleine Riccarda lief quietschergnügt hinterdrein und lachte allen Blumen und den weißen Wolken zu.

Thomas sprang die Stufen hinauf und an der würdevollen Pendeluhr im Korridor vorbei in sein Schlafzimmer. Staunend sah Carlotta, wie er seinen Tornister von der Wand riß und, allerlei Soldatenkram links und rechts auswerfend, sich wie ein Maulwurf fis auf den Grund wühlte.

Da hob er ein weißes Stäbchen aus der Tiefe, das mit einem von braunen Flecken gesprenkelten Lappen umwunden war.

„Ist — gut, ist — gut, ist — gut,“ tickte der alte Freund auf dem Korridor.

„Komm,“ sagte Thomas, und lief mit Carlotta und Riccarda wieder hinaus.

„Ist — gut, ist — gut, ist — gut“ machte die Pendeluhr hinter ihnen drein.

Nahe bei dem Gartenhäuschen gab es einen Rasenplatz hinter einem dichten Gestrüpp. Da lag ein kleiner Kinderspaten, mit dem Riccarda ihre Städte und Gärten in den Boden grub.

„Borgst mir Deinen Spaten, was?“ fragte Thomas.

Und schon lag er auf den Knien und stach ein kleines Viereck aus dem Rasen, das er rasch zu einem richtigen Puppengrab vertiefte.

Carlotta stand dabei und fragte nichts und sagte nichts. Und auch Riccarda fragte nicht, denn sie war ein kleines Frauenzimmer und fühlte, daß es besser sei zu schweigen. Thomas aber nahm das Stäbchen, entfernte den Lappen und brach es entzwei. Dann bettete er alles, den Lappen und die Bruchstücke des Stäbchens, in das kleine Grab, warf es zu und deckte das viereckige Rasenstück sorgsam darüber.

„So,“ sagte er mit seinem feierlichsten Gesicht, „dieses war ein Marschallstab!“ Carlotta ergriff seine Hand und drückte sie. Und sie lachten sich fröhlich an, zwei Befreite, die sich selbst wiedergewonnen haben.

„Es kommt jemand,“ flüsterte Riccarda mit schwesterlichen Wächterinstinkt. Und wirklich gingen der Notar Balliani und Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, an dem Gebüsch vorüber.

„Oh, mein lieber Balliani,“ sagte der Pfarrer mit schmerzlich bewegter Stimme, „das ist eine schlimme Enttäuschung. Er geht einfach fort, er verläßt die Insel . . . mir nichts, dir nichts . . . geht er fort. Wir haben also die Liga elbanischer Patrioten um-

Aber der Notar Belliani fiel ihm ins Wort. Seine Stimme hatte heute einen ganz anderen Klang als sonst, trompetenhell und laut und übermütig, wie nach einer langen Dämmerung: „Mein lieber Herr Pfarrer,“ sagte er, „die unvernünftigen Tiere trauern vielleicht. Aber wir Vernünftigen haben gar keinen Anlaß zu trauern. Wir können froh sein, daß er fort ist. Wir können Hallelujah singen, Herr Pfarrer, daß die Gefahr vorüber ist . . . denn es war eine Gefahr, immer und ewig in seiner Nähe . . . mit diesen verdammten politischen Geschichten, die einen Kopf und Kragen kosten könnten . . . kommen Sie, trinken wir eine Flasche Wein.“

Was der Pfarrer erwiderte, war nicht mehr deutlich zu vernehmen, aber man sah ihn noch streitbare Armbewegungen machen. Indessen schlugen die beiden Männer die Richtung nach dem Haus ein. Denn der Wein ist ein vortrefflicher Ingenieur. Es gelingen ihm die kühnsten Brücken, selbst solche zwischen einer so hochpolitischen Weltanschauung wie die des Pfarrers und einer höchst geruhamen, wie die des Notars.

Thomas und Carlotta traten hinter dem Gebüsch hervor, während die kleine Riccarda zurückblieb, um das Grab des Marschallstabes mit einem Gitter aus gekreuzten Stäbchen zu umfassen.

Der alte Miramonte stand vor ihnen. Die Abreise des Kaisers hatte ihm seine volle Freiheit wiedergegeben. Er schaute auf das Meer hinaus und murmelte grimmig vor sich hin: „Nun ja . . . es wird sich ja zeigen, ob er wirklich Napoleon ist . . . er wird es zu beweisen haben.“

Dann wandte er sich zu den beiden um, und es kam eine Klärung in seinen verwirrten Blick, wie wenn in einer trüben Lösung die aufgewirbelten Teilchen niedersinken: „Oh . . . ihr liebt euch,“ sagte er mit einem langsamen Kopfnicken, „ihr liebt euch also . . . es ist gut so . . . es ist gut.“

Da wurde es Thomas sehr heilig beklommen zumute, als ob er die Stimmen des Schicksals gehört hätte. Aus diesem alten Mann sprach der in aller Gestörtheit ehrwürdige Geist des Volkes, dem sein und seiner Geliebten bestes Teil zugehörte.

Und dieses Neue in ihm war so ewig und so unabsehbar wie das Meer, das sich, grün und von rastlosen Goldlichtern übersät, vor seinen Blicken hindehnte, und so lebendig wie dessen fernes Rauschen.

Ende.

Der treue Moritz.

Eine Geschichte aus junger Ehe von H. Lorenz.

Der Hauptmann v. Geders war seit drei Monaten glücklich verheiratet und wohnte mit seiner kleinen Frau in einer hübschen Etage der Möckernstraße. Jahrelang hatten sie in Treuen aufeinander gewartet, um der Kautions willen, die erst mit der Beförderung zum Hauptmann ausreichte. Nun war aber auch das Glück des Pärchens grenzenlos, denn Otto v. Geders war sogar Hauptmann im Generalstabe geworden, und sein Frauchen, die selig strahlende Marianne, holte ihn täglich von der „gros-

sen Bude“ am Königsplatze ab. Meistens wartete sie an der Siegessäule auf ihren Gatten, der, sobald er ihr helles Gewand erblickte, mit geflügelten Schritten zu ihr eilte. Der Frühling hatte heute ein besonders fröhliches Sonnenlächeln für den Tiergarten spendirt und der Hauptmann freute sich, bei diesem herrlichen Wetter mit seiner Frau einen kleinen Umweg zu machen, um nach dem Sitzen in der Stubenluft sich einmal ordentlich von der Sonne des Lenzes außen, und der Sonne der Liebe innen durchfluten zu lassen.

Als er an die Stelle kam, wo Marianne ihn zu erwarten pflegte, fand er sie leer. Das war noch nie geschehen, ohne daß er vorher gewußt hatte, daß sie ausbleiben würde. — Wahrscheinlich hatte ein später Besuch dieser „ewig in Berlin hockenden Landverwandten“, wie er grollend dachte, ihm diese Erholungsstunde verdorben! Er ging nun langsam und beständig sehend, um Marianne nicht zu verfehlen, die Königgrätzerstraße hinab. Aber nirgends eine Spur der sonst so pünktlichen kleinen Frau.

Als er seine Wohnung betrat, putzte das Dienstmädchen gerade den Knauf der Korridorglocke, und er fragte sofort nach seiner Gemahlin. Es wurde ihm ganz ängstlich zumute, als Auguste erklärte, daß die Gnädige, gleich nachdem der Hauptmann früh das Haus verlassen, auch ausgegangen sei.

Otto murmelte eine etwas krasse Liebenswürdigkeit gegen das weibliche Geschlecht in den kurz gestutzten Schnurrbart, und ging dann mit unnötig wuchtigen Schritten nach seinem Zimmer hinüber. Die Portieren zu Mariannes kleinen lauschigen Boudoir standen weit offen und er betrat den zierlichen Raum, ein recht unangenehmes Gefühl von Sehnsucht und Hunger empfindend. Der kleine steifbeinige Emporetisch, den Marianne sonst sorgfältig zu verschließen pflegte, stand offen, wenigstens steckte der Schlüssel. Das reizte Otto, ein bißchen in die kleinen Geheimnisse seiner klugen Frau einzudringen, betonte sie ja oft genug, daß sie vor ihrem Manne kein Geheimniß habe!

Einen Augenblick schwankte er, ob er die Indiskretion begehen dürfe —, wenn es sein Schreibtisch gewesen wäre und sie hätte ihn nachgekrant . . . na, das war am Ende doch auch etwas Anderes —, und er als Gatte hatte entschieden ein Recht auf den Einblick in ihre Papiere —.

Da lag ja gleich obenauf ihr hübsch gebundenes haben immer nur ganz junge Frauen — später genügt dann schon ein einfaches „Sechserheftchen“. Er ergriff das in rothies, weiches Leder gehüllte Buch und schlug es auf. Da stand in Mariannes schöner, reinlicher Handschrift auf dem Titelblatt: „Mein Haushalt“ und darunter „Mit Gott!“ Die folgenden Seiten trugen alle möglichen Zahlen und Notizen, alle und jede Ausgabe beinahe rührend gewissenhaft und sorglich eingetragen. Er las mit Andacht; da 5 Pfennig für Suppengrün, und darunter 4 Flaschen Bowlenwein a 75 Pfennig, die sie zu ihrer ersten Gesellschaft hatten abringen müssen — und dann — was war denn das für ein sonderbarer Posten, der fast auf jeder Seite unter der Ausgabenrubrik wiederkehrte, ein Posten, der besagte, daß ein gewisser „Moritz“ von seiner Frau bald größere, bald kleinere Summen einkassirte, die Otto in der Eile auf etwa 50 Mark bis zum heutigen Datum zusammenzählte.

Dem armen Hauptmann wurde bei dieser Summe bald heiß, bald kalt! Wer war dieser Mensch, dem seine geliebte Frau hinter seinem Rücken solche Gaben zuwendete? Betrog sie ihn, während er in seinem Berufe fast den ganzen Tag abwesend sein mußte? War es ein verkommener Verwandter, von

dem sie ihm nichts gesagt hatte, und den sie nun hinter seinem Rücken auf das Freigebigste unterstützte? Warum sagte sie ihm nichts von diesem Vetter oder Onkel? Warum gab sie unverhältnißmäßig hohe Summen an diesen Menschen, während sie im Hause sparsam sein mußte, bis zur „Knausererei“? Oder — oder — er wagte den furchterlichen Gedanken gar nicht auszuüben — seine Marianne! Unmöglich und dennoch — — wenn er Alles bedachte und erwog, sie liebte einen Anderen, einen Unwürdigen, der sich von ihr Geschenke, ja sogar Geld geben ließ!

Verzweiflungsvoll starrte er auf das Muster des neuen hellen Teppichs und fast kamen ihm Tränen der Wut über so viel Schlechtigkeiten und Unzuverlässigkeit. O, daß er, Otto Geders, der Edelmann, der Offizier — sich so hatte täuschen lassen von dem süßen Lächeln eines Weibes — eines Weibes, das er allerdings über Alles liebte und das ihm . . . wie er geträumt hatte, auch treu gewesen, sieben lange Jahre hindurch! — Aber war es nicht vielleicht ein räuberischer Erpresser, der eine schwache Stunde Mariannes ausgenützt, sie in irgend eine schreckliche Situation gebracht hatte, aus der sie sich nur mit Geld loskaufen konnte? Wo war sie heute? — Sicher gab sie ihrem Moritz ein zärtliches Stelldichein, während der Gatte daheim halbverhungert und müde ihrer harrete! O, wenn sie jetzt heimkam — er war ganz der Mann, seine Hausehre zu wahren. Und nun wirklich — da klang ihr leichter Schritt draußen im Korridor! Er hörte sie das Mädchen sagen, ob der Herr Hauptmann schon da sei, ob er schon gegessen habe!

Aber da sprang sie schon herein, in all ihrer frischen Natürlichkeit, ihrem sonnigen Liebreiz, die hold unschuldigste Fröhlichkeit in den strahlenden blauen Augen! Sie hüpfte lachend auf seinen Schoß, umarmte und küßte ihn, ohne auch nur einen Moment seine Verstimmung zu gewahren, und als er sie mit einem brüskten: „Aeh, lass' doch die Narrenpossen!“ abwehrte, sah sie erst erschrocken zu ihm auf.

„Bist Du böse, lieber Schatz?“ fragte sie betrübt.

„Soll ich etwa entzückt tun, wenn meine Frau sich in der Stadt mit anderen Herren herumtreibt?“ schrie er sie an.

Marianne nahm diese Insinuation für Seherz und lachte: „Du bist wohl wunderlich, Otto,“ sagte sie, „mit wem sollte ich wohl, ganz abgesehen davon, daß ich das nicht tue, spazieren gegangen sein?“

„Das ist natürlich Dein Geheimniß,“ sagte er trocken, mit wem Du charmirst, während ich meine Fahrpläne zeichne!“

Marianne würdigte ihn keiner Antwort, da sie aber sein stark gerötetes Gesicht ansah, glaubte sie, er habe vielleicht mit irgend einem Kameraden gut gefrühstückt, und sei davon so unnormal aufgeregt. Eine diesbezügliche Anspielung rief seinen vollen Zorn hervor: „So, Du meinst, wenn Du Deinem Galan in drei Monaten fünfzig Mark nachwerfen kannst, ich wäre in der Lage, auch nur noch sechs Dreier zu verfrühstückten?“ rief er und die Stirnader schwoll bedenklich.

Mariannes Herz fing laut zu schlagen an — Otto war krank, er hatte sich überarbeitet, er fieberte! Sie strich ihm liebkosend über die Stirn und erschrak wie sie glühte!

„Otto,“ bat sie, „beruhige Dich doch — Du bist krank, leg' Dich nieder!“

Er antwortete nicht, und das Mädchen kam, um zu Tische zu rufen. Schweigend saßen sie an dem hübsch gedeckten Tische gegenüber. Schweigend saßen sie an dem hübsch gedeckten Tische gegenüber. Schweigend blieben sie den Abend über, je-

des allein, in seinem Zimmer. Das war auch noch niemals geschehen, und Marianne wartete im Schlafgemach vergebens, daß Otto, der sonst immer sehr müde war, sich zur Ruhe einfände.

Leise stand sie endlich gegen Mitternacht nochmals auf, schlich nach ihrem Boudoir, durch dessen Portieren sie ihren Mann in seiner Stube beobachten wollte. Sie würde ihn bitten, ihr das Verbrechen, das sie begangen haben sollte, mitzuteilen: er mußte auf jeden Fall schlafen, denn sonst konnte er unmöglich die Arbeit aushalten, die schon ohne andere Gemütsbewegungen anstrengend genug war. Sie öffnete leise die Türe zu ihrem Zimmerchen, prallte aber entsetzt zurück, denn an ihrem kleinen Schreibtische saß bleich, mit zerwültem Haar, in einem Wust von umhergestreuten Papieren und Heften, ihr Mann, ihr Otto, und hielt mit einem Ausdruck unsagbarer Seelenqual ihr rotes Büchel in der Hand!

Marianne war so erschrocken, daß sie kein Wort herausbrachte; dann eilte sie zu Geders hin und rief: „Otto, lieber guter Otto, was tust Du da?“

Er blickte sie mit ernststen, hoffnungslosen Augen an, so daß ihr die Tränen in die ihren traten und sagte: „Marianna, sage mir doch die Wahrheit, die ganze Wahrheit — ich bitte Dich!“

„Welche Wahrheit, mein geliebter Mann?“

Er sah sie traurig an: „Du fragst, Marianne?“

„Liebster,“ flehte sie in den süßesten Tönen, „ich beschwöre Dich, welcher Dämon ist in Dich gefahren? Was kannst Du meinen?“

„Sage mir,“ rief er aufspringend, „wer ist der Mensch, dem Du unbedenklich täglich Deine Wirtschaftsgelder, bald in kleinen, bald in größeren Summen opferst, ohne es mir zu sage?“

Sie starrte Geders erst verständnislos an, dann das Ausgabenbuch in seiner Hand gewahrend, griff sie danach und sah hinein.

„Meinst Du Moritz?“ fragte sie leise.

Und er antwortete mit Grabesstimme ein deutliches, gequältes „Ja!“

Da fing die kleine Frau mitten in aller Angst so herzlich zu lachen an, daß nun er seinerseits eine Störung ihres Geistes befürchten mußte.

„Gestehe!“ herrschte er sie an.

Aber so schnell vermochte Marianne sich von ihrem Lachparoxysmus nicht zu erholen, und er faßte sie rauh beim Arm und sagte: „Ich will nun endlich wissen, wer der Räuber meiner Ehre ist?“

„Warte doch, Du Blutdürstiger!“ rief sie trotzig, „Du sollst ja gleich Dein Mütchen an ihm kühlen dürfen!“

„Ah,“ sagte er aufatmend, „also habe ich doch recht geahnt — Du entblödest Dich nicht, Deinen Galan in der Wohnung zu haben, pfui!“

Er griff nach dem Revolverkasten, den er schon früher in's Zimmer geholt hatte, und warf Marianne einen vernichtenden Blick zu. Sie aber legte sanft und besänftigend die kleine Hand auf seinen Arm: „Laß die Waffe beiseite, Otto,“ versetzte sie leise, „er ist ja bei Dir, Du hast ihn nur in Deiner blinden Rachsucht und Wut nicht gefunden den armen Moritz, Du geliebter Schafskopf, Du!“

„Werde in so ernststen Augenblicken nicht frivol, Weib!“ donnerte er, während sie über den Schubkasten des Schreibtisches gebeugt etwas suchte und sogleich einen kleinen Kopf aus Ton zutage förderte, mit höchstehendem Schnopf und einem Einschnitt, um Münzen hineinzustecken.

„Da,“ sagte sie mit einem drollig feierlichen Knix, „dies ist der treue Freund meiner Kindertage — früher hatte er einen Bruder, den blonden Max, der ist ein Opfer der Aussteuer geworden,

denn er barg sie gut, meine Schätze — und Moritz hat seit unserer Verheiratung die Geschäfte meines Straßenkassenrendanten übernommen. Jetzt, Otto, muß auch er ein Opfer des Mammons werden, denn ich fürchte, Deine Eifersucht begnügt sich nicht damit, ihm zu glauben, wie treu er die fünfzig Mark, die ich ihm nach und nach anvertraut habe, verwaltet!“ Sie hob die Hand, um den kleinen Moritz zu zerschmettern, aber schon hielt Otto diese Hand fest und bedeckte erst sie, dann aber den rosigen Mund der Gattin mit zärtlichen Küssen.

„Kannst Du mir verzeihen?“ stammelten seine Lippen — und er umfaßte sein Weibchen mit Innigkeit.

„Ja,“ rief sie lächelnd, „Du böser, eifersüchtiger Mann — aber Du mußt mir erlauben, auch ferner meine kleinen Finanzcoups unternehmen zu dürfen mit Hilfe — des treuen Moritz!“

Allerlei Interessantes.

Die Fliege als Mörder. Jetzt, wo die warmen Tage ernsthaft herannahen, ist es Zeit, auch den Kampf gegen die Fliege ernsthaft aufzunehmen, denn mit zunehmender Wärme mehrt sich auch die Zahl der Fliegen, und die Fliege kann ohne Uebertreibung als das gefährlichste Wesen im Hause des Menschen bezeichnet werden. Die New Yorker, die einen viel wärmeren Sommer haben als die Europäer, sind es, die in diesem Jahre wieder zuerst den Kampfruf: „Tötet die Fliegen!“ anstimmen, und zur Begründung dafür wissen sie ein paar beredte Tatsachen anzuführen. Die New Yorker Gesundheitsbehörde hat einwandfrei nachgewiesen, daß fast die Hälfte der sommerlichen Typhusfälle in New York auf Uebertragung durch Fliegen zurückzuführen ist. Mikroskopische Untersuchungen an Fliegen haben gezeigt, daß der lästige Hausgenosse außer den Typhusbakterien noch die Erreger vieler anderer Krankheiten an sich herumschleppt, unter denen Dysenterie, Cholera und Tuberkulose die gefährlichsten sind. Durchschnittlich kommen auf jede Fliege über eine Million Bakterien! In wärmeren Gegenden ist die Fliege noch gefährlicher. Während des spanisch-amerikanischen Krieges erkrankten unter den Truppen 20 Prozent an Typhus und vier Fünftel der Erkrankten starben. Der epidemisch auftretende Typhus aus dieser Kriegszeit wird heute auch auf Uebertragung durch Fliegen zurückgeführt. Für den Brechdurchfall der Säuglinge machte man ehemals die Sommerhitze verantwortlich. Heute weiß man, daß die Sommerhitze erst in zweiter Linie verantwortlich zu machen ist, denn sie begünstigt die Zunahme der Fliegen, und die Fliegen sind es, die diese Krankheit übertragen. Als bester Beweis hierfür sind angeführt, daß Brustkinder viel seltener an Brechdurchfall erkranken, als die künstlich ernährten Säuglinge. Das New Yorker Gesundheitsamt behauptet, wenn man die Wirksamkeit der Fliegen ausschaltete, könne die sommerliche Kindersterblichkeit in New York von 7000 auf 2000 herabgedrückt werden.

Die südlichste Stadt der Erde. Als südlichste Stadt der Erde galt bis vor Kurzem Punta Arenas in Südchile an der Magellanstraße. Seit Kurzem hat es diesen Titel an das von der evangelisch-englischen Mission gegründete Ushuaia auf dem Feuerlande abtreten müssen. Ushuaia ist der Sitz des Gouverneurs des argentinischen Territoriums Tierra del Fuego und dient ebenso wie früher Punta Arenas den Chilenen heute als Strafplatz für die argentinischen Uebeltäter. Es umfaßt zur Zeit



50 Militär- und 200 Civilsträflinge. Die Stadt selbst liegt inmitten des grandiosen Landschaftsbildes des Feuerlandes. Die Strafgefangenen werden hauptsächlich zur Urbarmachung des Waldbodens und zu Wegebauten verwandt. Auch deutsche Menschen und Unternehmungskraft haben ihren Weg in diesen entlegensten Erdenwinkel gefunden. Die Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland berichten nach dem bei Dietrich Reimer erschienenen Werk von Dr. Benignus „In Chile, Patagonien und auf Feuerland“, daß der Civildirector am Militärzuchthaus ein Schwabe, der Oberaufseher am Civilgefängnis ein Westphale und außerdem noch ein Forstmann und ein Baumeister Deutsch-Argentinier sind. Tshuaia ist mit der übrigen Welt durch drahtlose Telegraphie nach dem deutschen System „Telefunken“ verbunden und unterhält regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Buenos Aires.

Ein jugendlicher Held. Der spätere Admiral Horatio Nelson und sein Bruder William besuchten als Knaben eine von der Wohnung der Eltern sehr entfernt liegende Schule. Sie ritten daher auf ihren kleinen Pferden dahin. Einst war nun tiefer Schnee gefallen; William behagte der Ritt nicht, und er bestand darauf, wieder umzukehren. Beide kamen also in das elterliche Haus zurück und der Vater erfuhr von ihnen, sie hätten es nicht gewagt, weiter zu reiten, weil sie Gefahr liefen, in den Schneemassen zu versinken. „Wenn das ist“, sagte der Vater, „so müßt ihr allerdings zu Hause bleiben; aber ich überlasse es eurem Ehrgefühl, noch einen Versuch zu machen. Ist der Weg gefährlich, so kehrt wieder um; vergeßt aber nicht, daß ich es eurem Ehrgefühl überlassen habe.“ Beide machten sich nun von neuem auf den Weg. Obgleich man nun an einigen Stellen wirklich nur sehr schwer durchkommen konnte und William mehrmals den Vorschlag machte, wieder heimzukehren, so beharrte Horatio doch standhaft bei dem Vorsatze, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und rief seinem Bruder William lebhaft zu: „Wir haben ja keine Entschuldigung mehr! Bedenke doch, William, der Vater hat es unserem Ehrgefühl anheimgestellt.“

Geist und Körper. In der bei Karl Marhold in Halle erscheinenden Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiet der Nerven- und Geisteskrankheiten erschien aus der psychiatrischen Klinik in Halle a. S. eine Studie von Dr. Bethge über den Einfluß von geistiger Arbeit auf den Körper unter besonderer Berücksichtigung der Ermüdungserscheinungen. Die interessante Arbeit kommt zu folgenden Schlußsätzen: Das Stubensitzen bei geistiger Arbeit ist dem Körper nachteilig. Der Kopf wird wegen des Blutandranges bei der geistigen Arbeit überhitzt, die Füße werden kalt; das ist unangenehm und ungesund; es begünstigt die Erkältungen, denen ja die Stubengelehrten leicht zum Opfer fallen. Dabei ist die Erkältung für diese Leute leider oft der Anlaß zum Ausbruch einer schwereren Krankheit, die den meist an und für sich nicht kräftigen Organismus in große Gefahr bringen kann. Auch Verdauung und Ernährung haben unter geistiger Anstrengung indirekt zu leiden. Die veränderte Blutzirkulation ruft eine leichte Störung der Funktionen der inneren Organe hervor, wodurch die Resorption und Verbrennung der Nährstoffe verzögert und herabgesetzt wird. Die mangelnde Körperbewegung führt zu einer Verlangsamung der Darmeinschnürungen und damit zu habitueller Verstopfung. Diese hat wiederum Kopfschmerzen, Unbehagen und Uebelkeit im Gefolge. Die häufig noch ungenügend ventilierte Stubenluft vermag dem Körper keine Erfrischung und Erholung zu bieten. Hautreiz und der Sauerstoffwechsel sind nicht so

rege wie in frischer Luft. Das Fehlen jeglicher körperlicher Bewegung läßt die Muskeln erschlaffen und macht sie kraftlos, so daß eine allgemeine körperliche und psychische Trägheit eintritt. Schließlich ist häufig noch ein Sinken der Lebensfreude und der Freude an der Natur zu bemerken, das einerseits durch das Stubensitzen und andererseits durch das Grübeln über abstrakte Ideen veranlaßt wird. Das ethische Gefühl wird durch philosophische Begriffe bestimmt und zuweilen in absurde Bahnen gelenkt, anstatt durch rein natürliches Empfinden geleitet zu werden. Der belebende Hauch des Lebens in der Natur wirkt auch erfrischend auf den menschlichen Körper und Geist, die ja doch nur Teile von ihr sind. Eingeschlossen in seine vier Wände wird auch der Mensch vertrocknen wie eine Blume, die in den Keller gesteckt wird. Das Bücherstudium allein bringt uns nicht vorwärts, sondern wer wirklich leben will, der muß auch täglich aus dem Quell des Lebens trinken, der muß vertraut sein mit der Natur und dort seine Erholung suchen, wo allein er sie finden kann. So kann geistige Arbeit ebenso wie die körperliche, in übermäßiger und unzweckmäßiger Weise betrieben, für den Körper schädliche Folgen haben. Aber im allgemeinen ist sie dem Gehirn ebenso zuträglich wie die Bewegung dem ganzen Körper. Aufgabe der Zukunft wird es sein, die geistige Ausbildung und Fortentwicklung so zu gestalten, daß auch der Körper zu seinem Rechte kommt und Geist und Körper harmonisch weiter entwickelt werden.

Unverbesserlich. Pfarrer (zu einem arbeitscheuen Menschen, der an der Straßenecke steht): „Wissen Sie, daß es eine Sünde ist, so faul umherzustehen?“ — Bummel: „Sie haben Recht, Herr Pfarrer, das gefällt mir auch schon gar nicht mehr, ich werde mich gleich mal nach einem gemütlichen Plätzchen zum Sitzen umsehen.“

Der Urlaub im Gefängnis. Die Engländer sind praktische Leute, das muß man ihnen lassen. Der „Britische Fürsorgeverein für Gefangene“ macht den Vorschlag, daß Personen, die wegen geringer Uebertretungen des Gesetzes dazu verurteilt sind, 24 Stunden zu brummen, das Recht haben sollen, diese Strafe während des „Week-end“, des bekannten englischen Wochenschlußurlaubes, abzusetzen. Auf diese Weise entgehen die Uebeltäter der Schädigung, die sonst mit der Abbüßung der Gefängnisstrafe während der Geschäftszeit notwendig verknüpft wäre. Außerdem aber sind die Missetäter, wie Hamlet sagt, „sicher beigebracht“, und während sie ihren Sonntag im Frieden des Gefängnisses genießen, bleiben sie wohl oder übel vor weiteren Gesetzesübertretungen behütet.

Ein heiteres Stücklein wird als Folge des letzten Hochwassers in Tirol aus Kufstein gemeldet: Unlängst erhielt jemand von der Südbahn eine Kiste zugestellt, die 250 Eier hätte enthalten sollen. Der Empfänger war aber nicht wenig verblüfft, als er beim Öffnen der Kiste nur 70 Eier vorfand, dafür aber zwei Kessel, der eine leer, der andere mit Schmalz gefüllt, und — zwei Gebetbücher. . . Die Kiste war in Oberösterreich aufgegeben worden und blieb wegen des großen Hochwassers und der dadurch verursachten Bahnunterbrechung in Bischofs-hofen längere Zeit liegen. Dort ließen unbekannte Eierliebhaber sich den Inhalt der Kiste trefflich mundeln. Bis zum nächsten Schmaus haben die Diebe einstweilen das Kochgeschirr in der Kiste aufbewahrt, um es später rascher bei der Hand zu haben. Infolge einer Reklamation wurde die Kiste nun erwartet nach Salzburg zurück und über Rosenheim an ihren Bestimmungsort geleitet. Die Diebe werden bei ihrer Wiederkehr wohl ebenso überrascht gewesen sein wie der Empfänger der Eierkiste.